
Frauenbilder


Amalie Fürstin von Gallitzin

von

Hanny Brentano


Herdersche Verlagshandlung
Freiburg i. Br.


[illegible]

Weihnachten 1910

v. Herrn u. Frau Huber

Ankündigung.

Die Zeit, in der wir leben, wird oft das Zeitalter der Frau genannt. Nicht mit Unrecht, denn zu keiner Zeit hat die Frau mehr im Mittelpunkte des Interesses gestanden als in den letzten Jahrzehnten, seitdem das Schlagwort von der „Emanzipation der Frau“ in die Welt gesetzt wurde, „Frauenrechtlerinnen“ auftraten und die Frauenfrage einen der wichtigsten Teile der sozialen Frage zu bilden begann. Zieht man von dem Lärm, den diese „Bewegung“ mit sich brachte, all das Überlaute, Übertriebene ab, das jede solche Agitation im Gefolge hat, so bleibt doch als brauchbare Frucht das tiefere, liebevollere Eingehen auf die Psyche der Frau übrig. Man bestrebt sich, das Seelen- und Geistesleben der Frau zu verstehen, man würdigt ihr Schaffen, auf welchem Gebiete sie sich auch betätigen mag, man erkennt ihre Verdienste an und zollt ihrer Arbeit die ihr gebührende Achtung. Die Frau selbst aber sucht nach Vorbildern, die ihr in ihrem Streben zur Richtschnur, zur Ermunterung und Ermutigung dienen könnten, deren Persönlichkeit und Wirken ihr ein Ansporn sein sollten, ihnen nachzueifern im Ringen nach allem Guten, Großen und Schönen.

Der Frauenwelt eine Reihe solcher Vorbilder vorzuführen, hat sich eine neue von uns in Aussicht genommene Biographien-Sammlung:

Frauenbilder

zur Aufgabe gestellt, wovon das erste Bändchen hier vorliegt. Daß in dieser Sammlung in erster Linie katholische Frauen berücksichtigt werden, ist durch die Gleichgültigkeit verursacht, die bereits bestehende Sammlungen

ähnlicher Art hervorragenden Katholikinnen gegenüber bekunden, so daß fast der Anschein erweckt werden könnte, als fehle es uns an Frauengestalten, deren Persönlichkeit und Leistungen auf religiösem, sozialem, pädagogischem oder künstlerischem Gebiete der Schilderung wert wären. Und doch genügt schon eine flüchtige Revue über die Katholikinnen aller Zeiten, um eine solche Ansicht abzuweisen. Die einzelnen gefällig ausgestatteten und illustrierten Bändchen der Sammlung, von bekannten katholischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen verfaßt, sollen in zwangloser Reihe erscheinen, voneinander unabhängig, aber gleich sein in dem Bestreben, das äußere und innere Leben bedeutender Frauen der Vergangenheit in lebendiger, allgemein verständlicher Darstellung auf gediegener historischer Grundlage zu schildern; sie sollen mit dem Zweck der Unterhaltung den der geistigen und seelischen Anregung vereinen, indem sie zu stillem Nachdenken, zur Selbstbesinnung, zu frommer Sammlung führen und in den Leserinnen den Wunsch und den Mut erwecken, es den größten und besten unter ihren Mitschwestern auf diesem oder jenem Gebiete gleichzutun. Die Sammlung wird sich somit in erster Linie in den Dienst der weiblichen Jugend stellen, darf aber auch auf das Interesse der reifen Frau rechnen, zumal da auch noch wenig bekannte Lebensbilder vorgeführt werden sollen. Sie wird ihrer ganzen Art und Anlage nach Kloster- und Mädchenschulbibliotheken, Volks- und Pfarrbüchereien, Familien- und Frauenlesezirkeln ebenso willkommen sein wie den Müttern, die ihren herangewachsenen Töchtern ein gediegenes Buch in die Hand geben möchten.

Herdersche Verlagshandlung.

Amalie Fürstin von Gallitzin



Fürstin Gallitzin.

Nach einer Zeichnung von F. Hemsterhuis, gestochen von Winckeles.

Frauenbilder

Amalie Fürstin von Gallitzin

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St. Louis, Mo.



Fürstin Gallitzin.

Nach einer Zeichnung von F. H. Hemsterhuis, gestochen von Winkeles.

Frauenbilder



Amalie
Fürstin von Gallitzin

Von

Hanny Brentano

Mit zwölf Bildern



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg. 1910.

Vorwort.

Den aus mancherlei Widersprüchen zusammengesetzten Charakter der Fürstin Amalie Gallitzin, einer der eigenartigsten und bedeutendsten Frauen aller Zeiten, zu verstehen und zu erklären, ist keine ganz leichte Aufgabe. Waren doch selbst ihre Freunde, trotz innigen, persönlichen Verkehrs, nicht immer einig in ihrem Urteil über diese merkwürdige Frau; um wieviel schwerer muß es somit der Nachwelt fallen, sich ein richtiges Bild von ihrer Persönlichkeit, ihrem Denken und Empfinden zu schaffen!

Ich habe es versucht, die Fürstin so zu zeichnen, wie sie mir aus den Schilderungen ihrer Zeitgenossen, aus ihren Briefen und aus ihren Tagebüchern entgegentritt: zuerst als vornehme Weltdame, die sich in dem oberflächlichen gesellschaftlichen Treiben ihrer Zeit vergebens zurecht zu finden trachtet, dann als eifrig studierende Einsiedlerin, als Freundin und Beraterin bedeutender Männer, als liebevoll sorgende Mutter und Erzieherin, als Trösterin der Armen und Kranken, als demütige Dulderin — immer und überall aber als Suchende und unermüdlich Ringende, die sich stets weitere Ziele steckt, sich mit dem Erreichten nicht zufrieden gibt, sondern nach immer höherer Vollkommenheit strebt. Diesem rastlosen Suchen und Ringen entspringt alles Edle und Große, das sie gewirkt, aber auch jeder ihrer Fehler

und Mißgriffe; denn wer sucht, der irrt auch zuweilen, und wer von sich und andern allzu viel fordert, der bleibt auch hie und da hinter dem Geforderten zurück, sieht sich in seinen Erwartungen getäuscht und wird dann verzagt und ungerecht. Aber er rafft sich immer wieder auf, bereut den Rückschritt und eilt um so unaufhaltsamer vorwärts. Gerade hierin liegt das Tröstliche, Nacheiferung Weckende, das wir dem Lebens- und Werdegang der Fürstin entnehmen dürfen; auch sie irrte und strauchelte, doch sie ermüdete nicht in ihrem Streben, sie gab die Hoffnung auf Sieg nicht auf. Und daß ihr schließlich die schönste Erfüllung dieser Hoffnung beschieden war, das möge allen, die das vorliegende Büchlein zur Hand nehmen, ein Ansporn sein, gleich ihr nicht nachzulassen im Suchen und Ringen!

Wien, Oktober 1909.

Hanny Brentano.

Inhalt.

Bilderverzeichnis.

Die Vorlagen zu den Nrn 1 3 4 8 9 10 und 11 stammen aus der Porträtsammlung der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek in Wien; die Originale zu Nr 3 9 und 10 gehören zu dem daselbst befindlichen Nachlaß J. C. Lavaters.

Verzeichnis der benutzten Literatur.

Diderot, Mémoires, correspondance et ouvrages inédits. Paris 1830/31.

Döring, Heinr., Amalia Fürstin von Gallitzin (Allg. Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste von J. S. Ersch und J. G. Gruber). Leipzig 1851.

Galland, Jos., Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. Köln 1880.

Gildemeister, Dr C. H., Johann Georg Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Gotha 1857.

Goltz, Alex. Frhr von der, Thomas Wizenmann, der Freund Fr. H. Jacobis. Gotha 1859.

Goethe, Campagne in Frankreich. — Briefe an Frau von Stein. Kritische Gesamtausgabe von J. Fränkel. Jena 1908.

Grucker, Émile, François Hemsterhuis, sa vie et ses œuvres. Paris 1866.

Hamanns Schriften, herausg. von Fr. Roth. Bd VII. Leipzig 1825.

Hennes, J. H., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Mainz 1870.

Herbst, Wilh., Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote. Gotha 1863.

Historisch-politische Blätter: Bd 81: Zur Charakteristik der Fürstin Gallitzin. Bd 82 u. 83: Zeit- und Lebensbilder aus der neuen Geschichte des Münsterlandes. Bd 85: Die familia sacra in Münster. Bd 86: Blüten und Früchte aus dem Garten der familia sacra.

Janssen, Joh., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. I u. II Freiburg i. Br. 1877.

Katerkamp, Dr Theodor, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin. Münster 1828.

Krabbe, Leben Bernard Overbergs. Münster 1846.

Katholik, Der, 52. Jahrg., 27. Bd. (1872, I): Neue Mitteilungen über die Fürstin Gallitzin und den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg.

Lemcke, P. Heinr., Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin. Münster 1861.

Liesching, Mitteilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Amalia von Gallitzin nebst Fragmenten und einem Anhange. Stuttgart 1868.

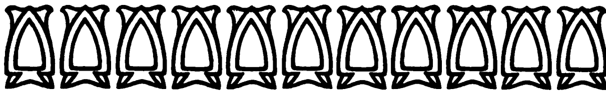
Menge, Dr Theod., Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. I u. II. Gotha 1862.

Nordhoff, Fürstin Amalia v. Gallitzin (Allg. Deutsche Biographie, Bd VIII).

Raßmann, Ernst, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Münster 1866.

Schlüter, Prof. Dr Ch., Briefe und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. I—III. Münster 1874—1876.

Schücking, Levin, Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde (Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie. 1. Jahrg.). Köln 1840.



Kindertage.

Es ist eine Begleiterscheinung der Mannigfaltigkeit des deutschen Stammescharakters und der zum Teil daraus hervorgehenden Vielstaaterei, daß das Geistes- und Kulturleben sich bei uns in verschiedenen Zentren zu entwickeln pflegt, in denen entweder durch eine machtvolle, verwandte Naturen heranziehende Persönlichkeit oder durch das zufällige Zusammenfinden ähnlich gearteter Geister eine erhöhte Spannkraft und Tätigkeit nach irgend einer Seite zu Tage tritt. Man braucht, um für diese Wahrnehmung Beispiele zu geben, nur hinzuweisen auf den Hof der Babenberger zu Wien im 12. und 13. Jahrhundert, wo Walther von der Vogelweide im Kreise älterer Genossen „singen und sagen" lernte, oder auf das Nürnberg des sogenannten Reformationszeitalters, die „schlesischen Schulen", den Leipziger Dichter- und Gelehrtenkreis um Gottsched, Klopstock, und die „Bremer Beiträge", auf das Zürich der Bodmer und Breitinger, den Göttinger „Hainbund" und, als vornehmstes Beispiel, auf das Weimar zur Zeit Karl Augusts und Goethes. Und gleichzeitig mit dem literarischen Aufblühen Weimars, da von nah und fern alles, was auf Bildung Anspruch erhob, in „Ilm-Athen" zusammenströmte, um wenigstens vorübergehend an dem dort herrschenden regen Geistesleben und dem fröhlichen,

oft übermütig ausgelassenen geselligen Treiben teilzunehmen, hatte sich im nordwestlichen Winkel Deutschlands, in Münster, der schönen, altehrwürdigen Hauptstadt Westfalens, ein Freundeskreis gebildet, dem der Ehrennamen familia sacra, „heilige Familie“, beigelegt ward, weil Sinnen und Trachten, Streben und Ringen der ihm angehörenden Persönlichkeiten in scharfem Widerspruch standen zu dem profanen, religionsfeindlichen Geiste der damaligen Gesellschaft. Die Seele dieses Freundeskreises war eine Frau von seltenen Geistes- und Herzensgaben, eine Frau, die auf ihre Zeitgenossen wirkte wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, und die jedem, mit dem sie in nähere Berührung kam, unauslöschlich im Gedächtnis blieb: die Fürstin Adelheid Amalie von Gallitzin.

Münster, das dieser edeln Frau zur zweiten Heimat werden sollte, war nicht ihre Vaterstadt, nicht ihr Geburtsort. Sie war in Berlin als Tochter des preußischen Feldmarschalls Reichsgrafen Samuel von Schmettau zur Welt gekommen (28. August 1748). — Die Familie von Schmettau oder Schmettow entstammt einem altungarischen Geschlechte, das im Stammlande Szmettay hieß und dort wie in Serbien große Besitzungen hatte, im 15. Jahrhundert aber nach Schlesien auswanderte und zum Protestantismus übertrat. Amaliens Vater, der bedeutendste seines Geschlechtes, hatte sich als Feldherr wie als Diplomat in kaiserlichen und preußischen Diensten ausgezeichnet und war 1742 in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Zwei Jahre früher hatte er sich in zweiter Ehe mit Maria Anna Freiin von Riffer (nach andern Angaben von Ruffor oder Ruffert) vermählt;

die Söhne, die dieser Verbindung entsprossen waren, wurden nach dem protestantischen Glauben des Vaters erzogen, Amalie aber folgte dem Bekenntnisse der Mutter, die Katholikin war.

Von den Kinderjahren der kleinen Komtesse ist nicht viel zu erzählen. Kaum drei Jahre alt, verlor sie den Vater, dessen Klugheit und Energie sie geerbt hatte, während die Mutter — nach manchen Einzelheiten in der Art der Erziehung ihrer Tochter zu schließen — charakterschwach und oberflächlich war. Sie entledigte sich der Sorge um die Kleine sobald als möglich, indem sie das Kind im zarten Alter von fünf Jahren einer klösterlichen Erziehungsanstalt in Breslau anvertraute. In Begleitung eines Kammerdieners und einer Zofe traf Komtesse Amalie in Breslau ein, wo sie von einer in der Nähe, im Städtchen Wohlau, lebenden Tante, einer Schwester ihrer Mutter, liebevoll empfangen wurde. Viele Jahre später berichtete diese Tante in einer kurzen Aufzeichnung, die sie für die Freunde der Fürstin Gallitzin niederschrieb, wie fröhlich das kleine Mädchen, das nur Französisch gesprochen habe, ihr entgegengesprungen sei, um sofort von dem großen Korbe zu erzählen, den es von der Mutter auf die Reise mitbekommen hatte. „Noch denselben Abend mußte ich sie ins Kloster führen", heißt es weiter in jenem Berichte, „allwo sie zum erstenmal lauter verschleierte geistliche Jungfrauen erblickte, unter welchen nur zwei waren, die mit ihr reden konnten." Da die protestantische Zofe sich weigerte, auch nur eine Nacht im Kloster zu bleiben, aus Angst, daß man sie dann ganz dort behalten werde, entschloß die Tante sich, dem Kinde während der ersten Tage Gesellschaft zu leisten,

um ihm das Eingewöhnen in die so fremde Umgebung und das streng geregelte Leben der Klosterzöglinge zu erleichtern. Doch Amalie fand sich überraschend schnell in all das Neue und schien nicht im geringsten an Heimweh zu leiden, so daß die Tante sie bald beruhigt verlassen konnte und fortan nur alle Vierteljahr einmal nach Breslau fuhr, um sich von dem Wohlbefinden und den Fortschritten der Kleinen zu überzeugen. Nach einem Jahre traf auch die Gräfin Schmettau selbst zum Besuche in Breslau ein und fand zu ihrer Zufriedenheit, daß Amalie sich in deutscher Sprache bereits mit Geläufigkeit unterhalten konnte, auch schon ein wenig Klavierspiel, Gesang und Tanz gelernt hatte.

Bald nach dem Besuche der Mutter bereitete die gute Tante ihrer chère nièce, wie sie Amalie stets nannte, eine neue Freude: sie reiste mit ihr nach Trebnitz, um in dem dortigen Cistercienserinnenkloster der Einkleidung einer jungen Nonne, einer „nièce Pillerin", beizuwohnen. Die lebhafte kleine Komtesse fand an dieser Reise viel Vergnügen, eroberte die Herzen aller, mit denen sie plauderte, und ward von der Feierlichkeit in der Klosterkirche so ergriffen, daß sie der Tante gegenüber äußerte: „Dies ist wohl das irdische Paradies!"

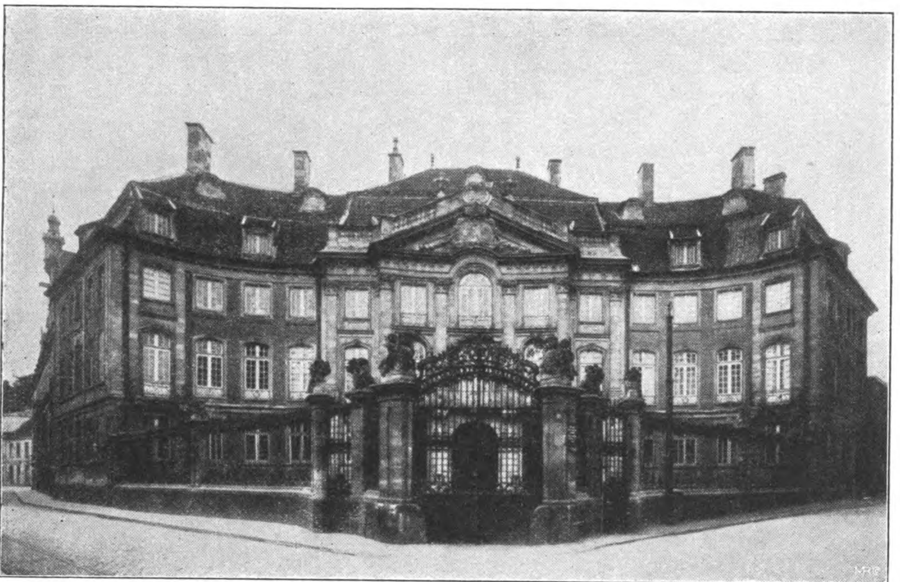
Die Unruhen des Siebenjährigen Krieges, die sich in Breslau stark fühlbar machten, zwangen die Gräfin Schmettau, ihr Töchterchen für einige Zeit zu sich zu nehmen. Die Tante brachte das Kind nach Berlin, wo sie mehrere Monate verblieben. Die kleine Komtesse scheint während dieser Zeit Privatunterricht erhalten zu haben und von der Tante mehr als von der Mutter beaufsichtigt worden zu sein, denn in dem erwähnten

Bericht der Tante lesen wir: „In Berlin hatte Amalie ebensoviele Lehrmeister und Lehrstunden als in Breslau. Ihre Mutter bat mich, ich möchte doch Nachsicht mit ihr haben, weil sie auf Rekreation wäre, und ihr manche kleine Fehler übersehen; ich antwortete: ‚Sehr gerne, denn es wäre wohl nicht angenehm, immer eine Hofmeisterin abzugeben'." Amalie sei zwar nicht bösartig gewesen, aber auch nicht frei von den ihrem Alter eigenen Ungezogenheiten, und daher habe die Gräfin schon nach kaum acht Tagen gebeten, die Tante möge doch wieder die frühere Strenge walten lassen. Oft gab Amaliens Schoßhündchen Anlaß zu Rügen und Verstimmungen: es wurde von seiner kleinen Herrin den ganzen Tag umhergetragen, war überall im Wege, zernagte und zerkratzte viele Sachen und sollte dennoch durchaus mit nach Breslau, obgleich die Tante wußte, daß die Klosterfrauen den vierbeinigen Zögling nicht aufnehmen würden. Als die Rückreise angetreten wurde, bekam der Hund richtig einen Platz in dem ohnedies überfüllten Wagen, in dem außer Amalie und ihrer Tante zwei Kammerjungfern und eine kleine Komtesse Bredow, ebenfalls eine Pensionärin des Breslauer Klosters, untergebracht werden mußten. Nur durch List gelang es, den unerwünschten Reisebegleiter los zu werden: Das erste Nachtquartier wurde in einem Pfarrhause genommen, in dem ein schöner, sehr gelehriger Hund Amaliens Aufmerksamkeit und Neid erregte. „Wenn doch mein Hündchen auch so schöne Kunststückchen wüßte!" meinte sie, worauf die Tante schlau vorschlug, den Herrn Pfarrer zu bitten, er möge den Hund bei sich behalten und in die Lehre nehmen; bei der nächsten Durchreise könne Amalie ihren Liebling dann wieder abholen. Die

Kleine war damit einverstanden, und ihre Umgebung atmete erleichtert auf.

Nach der Ankunft in Wohlau behielt die Tante die beiden kleinen Mädchen vorerst noch bei sich und suchte ihnen allerlei Unterhaltung zu verschaffen. Ein aus jener Zeit stammendes Geschichtchen ist charakteristisch für Amaliens Willenskraft und ihren Sinn fürs Gute und Edle: sie hatte eine große Liebhaberei fürs Kartenspiel, ärgerte sich aber sehr, wenn sie verlor, und wurde dann mürrisch und unliebenswürdig. Da erklärte ihr die kluge Tante in aller Ruhe, daß ein solches Betragen nicht nur unhöflich sei, sondern auch auf einen unedlen Charakter schließen lasse; man dürfe nur zum Zeitvertreib, nicht aber des Gewinnes wegen Karten spielen. Von dem Tage an bezwang die Kleine sich und „spielte généreux wie eine Königin".

Nach zwei im Hause der Tante fröhlich verlebten Wochen kehrten Amalie und die kleine Luise von Bredow in das Kloster zurück, doch bald zeigte es sich, daß diese Rückkunft verfrüht war, denn der Krieg tobte ärger denn je vor den Mauern der Stadt, die bald von kaiserlichen bald von preußischen Truppen belagert und eingenommen wurde und längere Zeit hindurch von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten war. Erst im nächsten Winter konnten die Wohlauer Tante und die Gräfin selbst Amalie besuchen. Sie fanden im Kloster alles bei guter Gesundheit und in bester Laune, obgleich die beiden kleinen Freundinnen Luise und Amalie von der Kriegsstimmung der Zeit mit fortgerissen worden waren: die erstere war auf seiten Maria Theresias und behauptete, als deren Truppen Breslau besetzt gehalten,



Erbdrostenhof zu Münster i. W. (Phot. Dr Trenkler & Co., Leipzig.)

habe es im Kloster zum Kaffee viel bessere Sahne gegeben als jemals vorher, — Amalie aber wurde bei solchen Reden ganz böse; sie hielt treu zu Friedrich II. und erklärte: „Ich muß gut preußisch sein, denn mein Vater war preußischer Feldmarschall; vivat mein König!"

Aus Komtesse Amaliens weiteren Klosterjahren ist nur noch ein Vorfall zu erzählen, der, so geringfügig er an und für sich erscheinen mag, ebenfalls als Beweis der früh erwachten Energie und der im späteren Leben so oft bezeugten Fähigkeit, Schmerzen klaglos zu ertragen, angesehen werden kann. Bei einem ihrer Besuche bemerkte die Tante mit Schrecken, daß die Finger an Amaliens rechter Hand erfroren waren. Sie machte den Klosterfrauen Vorwürfe, daß „für so vieles Geld" — es mußten alle Vierteljahr 78 Taler für die Pension gezahlt werden — nicht besser auf die Kleine geachtet worden war; die Nonnen aber entschuldigten sich damit, daß Amalie den ganzen Winter hindurch die gefrorenen Fenster mit allerhand Figuren bemalt habe, ohne über Kälte oder Schmerzen zu klagen; als diese seltsame Liebhaberei entdeckt wurde, war das Unglück schon geschehen und häßliche Frostbeulen verunstalteten die zarten Händchen der Komtesse, die das selbstverschuldete Übel geduldig ertrug.

Früh zeigte sich auch die zarte Gemütstiefe und das liebevolle Wesen, das Amalie späterhin so viele treue Freunde sichern sollte. Mit Liebe und Güte ließ sich alles bei ihr erwirken; während sie bei Drohungen und Strafen sich trotzig und verstockt gebärdete, genügte die vorwurfsvolle Frage: „So liebst du mich denn nicht?" um sie in Reuetränen ausbrechen zu lassen. Auch die innige Frömmigkeit ihres späteren Lebensalters läßt sich

während der Kinderjahre in einigen, wenn auch kümmerlichen Keimen erkennen: Amalie betete oft andächtig vor einem wundertätigen Marienbilde und ging häufig zur Beichte, auf die sie sich stets mit großer Gewissenhaftigkeit und Rührung vorbereitete. Dem Gottesdienste aber wohnte sie nur ungern bei; es befiel sie in der Kirche jedesmal eine quälende Langeweile, als deren Grund sie in späteren Jahren den mangelhaften Religionsunterricht ansah, der ihr erteilt wurde. Man hielt dazumal nicht viel vom Lernen der Mädchen, und so konnte es geschehen, daß die junge Komtesse nach etwa achtjährigem Aufenthalte in dem Pensionat recht unwissend nach Berlin zurückkehrte. Sie konnte zwar sehr nett Klavier spielen und singen, zeigte sich aber selbst im Lesen und Schreiben noch ungeschickt, hatte das hübsche Französisch, das sie als kleines Kind gesprochen hatte, fast verlernt, wußte nichts von Geschichte und Geographie und benahm sich in Gesellschaft durchaus nicht so, wie man es von einem jungen Mädchen ihres Standes erwartete. Das Haus ihrer Mutter gehörte zu den vornehmsten und besuchtesten Häusern von Berlin, und die Gräfin hatte sich schon darauf gefreut, ihren vielen Bekannten die Tochter vorzustellen, — zu ihrem Mißvergnügen mußte sie nun einsehen, daß es dazu wohl noch zu früh war. Als Amalie gar einmal während eines gemeinsamen Spaziergangs die Torheit beging, sich vor den am Parkwege aufgestellten Götterstatuen ehrfurchtsvoll wie vor Heiligenbildern zu verneigen, ward beschlossen, etwas für ihre Bildung zu tun. Leider wurde dieser anerkennenswerte Beschluß in ganz verkehrter Weise durchgeführt. Anstatt sich nach tüchtigen Lehrern umzusehen, übergab die Gräfin

ihre Tochter dem Pensionat eines gewissen Premonval, eines freigeistigen Franzosen, der seine Zöglinge tanzen und französisch sprechen lehrte, ihnen die gesellschaftlichen Umgangsformen und einige Kenntnisse in der Mythologie beibrachte, von einem Unterricht in den Wissenschaften und vor allem in der Religion aber nichts wissen wollte. Nachdem Amalie diese eigentümliche Bildungsanstalt anderthalb Jahre lang besucht hatte, kehrte sie als „erwachsen“ in das mütterliche Haus zurück. Das schwache Flämmchen ihres Kinderglaubens war unter Monsieur Premonvals Leitung gänzlich verlöscht.



Jugendjahre und Vermählung.

Wie wohl jedes lebhafte, zum Frohsinn geneigte junge Mädchen, hatte auch Komtesse Amalie sich auf ihren Eintritt in die Gesellschaft von Herzen gefreut; sie versprach sich Wunderdinge von den Ausfahrten, den Gastmählern und Bällen, den Kartenpartien und Gesellschaftsspielen, mit denen man sich damals in den Salons der vornehmen Welt die Zeit vertrieb. Groß war daher ihre Enttäuschung, als sie sich bald inmitten der Gäste ihrer Mutter von entsetzlicher Langeweile geplagt fühlte. Das stundenlange Tafeln und das oberflächliche Geplauder erschienen ihr ebenso ermüdend als albern, und wenn sie bei ihren Altersgenossinnen Unterhaltung suchte, sah sie sich ihres natürlichen Wesens, das Premonvals Erziehung ihr zu rauben zum Glück nicht im stande gewesen war, und ihrer offenen Fragen und Antworten wegen verlacht und verspottet. Denn die andern jungen Mädchen benahmen sich geziert und altklug und verstanden es, über ernste wie über heitere Dinge mit wichtiger Miene, aber grenzenloser Oberflächlichkeit zu schwatzen. Amalie, die sich neben ihnen plump und unwissend vorkam, beschloß, sich durch eigene Kraft die Kenntnisse zu verschaffen, die ihr ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft ermöglichen sollten. Als das geeignetste Mittel hierzu erschien ihr fleißiges Lesen. Doch

im Hause ihrer Mutter fand sie kein anderes Buch als eine Predigtsammlung des französischen Theologen Bourdaloue, aus welcher sie an jedem Sonntage eine Predigt vorlesen mußte — eine Aufgabe, die ihr stets Vorwürfe von der Mutter eintrug, weil sie wegen mangelnden Verständnisses schlecht und ausdruckslos las. Fest entschlossen, sich auf irgend eine Weise Bücher zu verschaffen, wandte Amalie sich ohne Scheu an mehrere Buchhändler mit der Bitte um Rat und war überglücklich, als einer von ihnen sich erbot, ihr gegen geringe Bezahlung Bücher zu leihen, „die für eine junge Dame geeignet seien, welche sich selbst zu unterrichten strebe". Aber woher das Geld für die Leihgebühr und den Boten nehmen, der die Bücher hin- und zurücktragen sollte? Das Taschengeld der Komtesse war nur knapp bemessen, und der Mutter scheint sie von ihrer Sehnsucht nach Büchern nichts verraten zu haben; vielleicht fürchtete sie, daß die Gräfin ihren Wunsch nicht verstehen würde. Da kam ihr die Geschicklichkeit zugute, die sie in dem schon als Kind geübten und zu jener Zeit von allen Damen auf das eifrigste betriebenen Kartenspiel besaß: hatte sie bisher nur gezwungen am Spieltische ausgeharrt, so verließ sie ihn jetzt oft den ganzen Abend hindurch nicht, — das gewonnene Geld aber wanderte zum Buchhändler. Die Bücher, die dieser ihr schickte, enthielten zumeist französische Romane. Amalie stürzte sich gierig darauf und las bis spät in die Nacht hinein, da sie sich am Tage auch kleinen häuslichen Geschäften und der von ihr leidenschaftlich geliebten Musik widmen mußte.

Ein Beweis des edeln Kernes, welcher in der sich selbst überlassenen jungen Komtesse steckte, ist der Umstand,

daß die ihrem Alter durchaus nicht angepaßte Lektüre zwar ihre Phantasie belebte und ihr eine herrliche Welt vorgaukelte, schöner als die sie umgebende, daß aber das Niedrige und Häßliche, das in vielen dieser Romane enthalten war, ohne jeden Eindruck auf sie blieb. Im Gegenteil: „Eine entschiedene Verachtung hatte ich mir angeeignet", schreibt sie selbst später einmal in einem Briefe, „gegen alle gemeinen Fehler und Laster, wie Geldsucht, Lügenhaftigkeit, körperliche Wollust jeder Art, gegen den groben Egoismus, kurz gegen alles, was mich von dem romanhaften Thron, worauf ich mich erhoben hatte, hätte herabsetzen müssen. Die feurigste Liebe für jede Vollkommenheit, die mir als solche auffiel, beseelte mich."

Amalie hätte sich nun, teils in einer behaglichen Wirklichkeit teils in einem Land der Träume und des Glückes lebend, vollkommen zufrieden gefühlt, wenn nicht eine letzte Erinnerung an den Religionsunterricht im Kloster ihre Ruhe gestört hätte: das Trostvolle und Beglückende ihres Kinderglaubens hatte sie vergessen, die Furcht vor Gottes Zorn und einer ewigen Strafe aber war ihr geblieben und quälte sie so, daß sie oft des Nachts nicht schlafen konnte. Sie wußte nicht, wo sie Trost finden sollte. Zwar führte die Mutter sie jeden Sonntag in die Kirche, wo sie gleich andern vornehmen Damen aus dem Fenster einer Art Loge auf den Altar hinabblickte; doch weil die tiefe Bedeutung der heiligen Messe ihr nie verständlich gemacht worden war und sie während des Gottesdienstes in einem französischen Gebetbuche lesen mußte, empfand sie bei den Kirchenbesuchen nichts als Langeweile. Sie ging auch zuweilen zur Beichte, weil

sie hörte, daß die Bekannten der Gräfin das auch taten, und daher dachte, es gehöre wohl zum guten Ton, aber die befreienden Tränen, die sie im Kloster bei der Gewissenserforschung vergossen hatte, blieben jetzt aus. Auf den Gedanken, Gott um Erleuchtung und Frieden zu bitten, verfiel sie nicht, ebensowenig konnte sie sich entschließen, jemand aus ihrem Freundeskreise um Rat zu fragen. So grübelte sie denn in schlaflosen Nächten immer wieder darüber, wie sie wohl werden mußte, welches Leben sie führen sollte, um der ewigen Verdammnis zu entgehen. Und wenn dieses Grübeln sie auch noch nicht auf den rechten Weg leitete, den Weg, den sie erst viele Jahre später finden sollte, so ließ es doch in ihren Gedanken eine bestimmte Vorstellung von Gut und Böse, Schön und Häßlich entstehen; sie formte im Geiste, mit Zuhilfenahme ihrer Lieblingsgestalten aus den gelesenen Romanen, ein Idealbild vollkommener geistiger Schönheit, als welche sie Entschlossenheit, Edelmut, Rechtschaffenheit, Selbstlosigkeit, Geduld im Leiden und treues Wirken für das Wohl anderer betrachtete, und nahm sich vor, ihrem Ideal gleich zu werden. Dieser Entschluß gab ihrer suchenden Seele einige Ruhe und ihrem Streben ein Ziel.

Komtesse Amalie war inzwischen in ihr siebzehntes Jahr getreten, und die Mutter fand es an der Zeit, sie zu vermählen. Gelegenheit hierzu schien sich während eines Besuches bei Verwandten in Grätz (Posen) zu bieten, wo ein als sehr reich geltender Baron von Gersdorff, Gutsherr auf Retkau, sich um das junge Mädchen bewarb. Amalie selbst hatte noch gar nicht ans Heiraten gedacht und fühlte sich durch den Antrag des Barons eher

erschreckt als beglückt; vor dem Zureden der Mutter suchte sie Schutz bei der guten Wohlauer Tante, der Beschützerin ihrer Kindertage, die damals auch in Grätz weilte und die einzige im Verwandtenkreise war, die auf Amaliens Seite stand und ihr riet, sich nicht überreden zu lassen, wenn ihr Herz nicht für Gersdorff spreche, „denn in diesem Falle sind die Kinder nicht verbunden, denen Eltern zu gehorsamen". Die Gräfin Schmettau jedoch behauptete: „Du kennst Amalien nicht; die Liebe wird sich schon finden!" Und sie brachte das Mädchen dazu, dem Baron das Jawort zu geben.

Am Geburtstage der jugendlichen Braut wurde ein glänzendes Verlobungsfest gefeiert, an dem Amalie selbst in kindlicher Fröhlichkeit teilnahm; im nächsten Sommer schon sollte die Hochzeit stattfinden. Nach Berlin zurückgekehrt, machte sich die Gräfin mit Eifer an die Besorgung der Ausstattung. Der Winter verging schnell genug, und schon war der Tag der Vermählung festgesetzt, der Bräutigam hatte bereits das Maß zu den Trauringen genommen, — da tauchte das Gerücht auf, Baron Gersdorff sei ein Betrüger und stecke tief in Schulden. Nun setzte die Tante alle Hebel in Bewegung, um ihre chère nièce vor der Ehe mit einem unehrenhaften Mann zu bewahren, um so mehr, als die Liebe — trotz der Versicherung der Gräfin — sich in Amaliens Herzen nicht „finden" wollte. Auf ihre Veranlassung bewirkte der Vormund des jungen Mädchens, der preußische Großkanzler Baron von Fürst, die Lösung des Verlöbnisses.

Bald nach diesem romanhaften Erlebnis wurde Komtesse Amalie Hofdame bei der Prinzessin Ferdinand von

Preußen, Schwägerin Friedrichs des Großen. Sie benahm sich bei Hofe ebenso unbefangen und natürlich wie daheim und kam jedem Menschen mit so herzlichem Zutrauen entgegen, daß einige Freunde ihrer Mutter — diese selbst konnte sie kränklichkeitshalber nur selten begleiten — sie zu größerer Vorsicht mahnen mußten. Das genügte, um dem klugen Mädchen die Augen zu öffnen über das oberflächliche, oft frivole Treiben der damaligen vornehmen Welt, und Amaliens bisherige harmlose Offenherzigkeit und naive Fröhlichkeit verwandelten sich in hohen sittlichen Ernst, der ihr zwar den Spott ihrer Altersgenossinnen zuzog, aber die Achtung aller älteren Personen ihres Kreises sicherte.

Nach wie vor widmete Amalie ihre Mußestunden der Lektüre, doch war sie jetzt verständig genug geworden, um die Bücher selbst auszuwählen, und ihre Wahl fiel nur noch auf ernste, ja sogar gelehrte Schriften. Ein Buch, das großen Eindruck auf sie machte, war das Werk „Vom Geiste" des französischen Philosophen Helvetius, das damals viel gelesen wurde, obgleich es wegen der darin enthaltenen Angriffe auf Religion und Politik in Frankreich verboten worden war. Amalie gestand später: „Ich wüßte nicht zu sagen, was ich in diesem Buche richtig und unrichtig oder gar nicht begriff. Aber ich war von diesem Augenblick an wie verschlungen in das neue Schauspiel, welches diese Ideen mir eröffneten. Es schien mir, als wäre eine dicke Kruste weggefallen von meinen Augen, welche, noch schwach und unsicher, kaum es wagten, den geblendeten Blick auf so manche neue und verworrene Gegenstände zu heften. Ich dachte und träumte von nichts als von diesen Ideen. Bisher

hatte ich noch gar keinen bestimmten Begriff gehabt von Körper, Geist, Sinn, Materie usw. Mancherlei Fragen fielen mir auf, die ich nicht zu lösen wußte, und in dem Verlangen, meiner Wißbegier Genüge zu leisten, legte ich diese Fragen ohne Unterschied einem jeden vor. Ich sprach kreuz und quer über Metaphysik, worüber die Jüngeren mir ins Gesicht lachten, und die Älteren straften mich mit Vorwürfen, weil ich unsinnig spräche und mit Dingen mich befaßte, die einer jungen Dame nicht ziemten." Sie wurde nun vorsichtiger im Fragen und bat schließlich nur noch ein paar alte Herren — darunter den Baron von Redern, den Onkel ihrer nachmaligen treuen Freundin Sophie Gräfin Stolberg — um Aufklärung, die ihr gern erteilt wurde. Durch solche Gespräche erweiterte sie ihren Ideenkreis und regte ihre Gedanken zu selbständiger Arbeit an; das Ideal von Tugend und Schönheit, das sie in sich trug, gewann an Tiefe und Klarheit, sie begann, ihre Begriffe von sittlicher Vollkommenheit mit der Vorstellung von einem höchsten Wesen zu vereinen, aber sie gelangte noch nicht zu der Überzeugung von der Existenz eines persönlichen Gottes und dessen Beziehung zu den Menschen.

Es läßt sich begreifen, daß das viele Nachdenken, die anhaltende Beschäftigung mit Büchern und die Vorliebe für ernste Gespräche die junge Komtesse dem gesellschaftlichen Kreise, auf den sie angewiesen war, mehr und mehr entfremdeten. Man verstand sie nicht, spottete über sie und ließ sie deutlich merken, daß man nichts mit ihr zu tun haben wolle, daß sie eine langweilige Gesellschafterin sei, so daß sie zuweilen an sich selbst und ihrem Streben irre wurde. Als reife Frau schrieb sie daher



Sophie Gräfin Stolberg-Redern.

Nach einem Aquarell; Original in der Lavater-Sammlung der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek in Wien.

einmal in ihr Tagebuch: „Verfolgungen in der Jugend hatten mir so viel Mißtrauen in mich selbst eingeflößt, daß Liebe mir nicht wohl Tribut meines Verdienstes scheinen konnte und mir immer große Dankbarkeit einflößte."

Im Sommer des Jahres 1768 mußte Komtesse Amalie die Prinzessin Ferdinand ins Bad nach Aachen begleiten. Dort weilte damals, auf der Durchreise von Paris nach St Petersburg begriffen, der einem angesehenen altrussischen Bojarengeschlecht entstammende Fürst Dimitrij Alexejewitsch Gallitzin[1], welcher der Prinzessin seine Aufwartung machte und bei dieser Gelegenheit auch deren junge Hofdame kennen lernte. Amaliens Ernst und Natürlichkeit, die so vorteilhaft gegen das gezierte, kokette Benehmen der übrigen Damenwelt abstachen, und ihr bei näherer Bekanntschaft zu Tage tretender Witz und Humor zogen den Fürsten ebensosehr an wie ihr angenehmes Äußere. Sie war nicht schön, hatte scharfe, fast männliche Gesichtszüge, eine starke Nase, einen großen Mund, aber leuchtende blaue Augen, in denen sich Herzensreinheit, Güte und Klugheit spiegelten; ihre Gestalt war eher klein als groß, doch, wie sie selbst gelegentlich erwähnt, „fest und stark, zu jeder Bewegungsart bequem, behend und beugsam".

Der Fürst fand so großes Gefallen an der Komtesse, daß er schon nach kurzer Zeit, während welcher er soviel als möglich ihre Gesellschaft gesucht und ihr zu Ehren einige glänzende Festlichkeiten veranstaltet hatte, um ihre Hand anhielt. Amalie ihrerseits glaubte in dem dreißig-

[1] Nach der russischen Schreibart richtiger Golizyn.

jährigen, weltgewandten und gescheiten Mann, der in Paris mit berühmten Schriftstellern und Gelehrten verkehrt hatte und mit Voltaire und Diderot in freundschaftlichem Briefwechsel stand, einen der besten und gebildetsten Männer der damaligen höheren Gesellschaft kennen gelernt zu haben. Sie liebte ihn nicht, wenngleich er ihr sehr sympathisch war; in einem ihrer späteren Briefe an einen Freund sagt sie: „Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt; aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt und wovon das Ideal die tiefsten Wurzeln in mein Gemüt geworfen hatte, war mir höchstes Bedürfnis geworden, und dieses Ideal war mir unabhängig von der Gestalt. Ich fühlte, daß der Fürst alles für mich werden könne, wenn er diese Gesinnungen mit mir zu teilen fähig wäre." Er sollte ihr helfen, klüger und besser zu werden, sollte sie in ihrem Ringen um Vervollkommnung unterstützen, ihre wissenschaftliche und sittliche Erziehung vollenden. So erklärte sie ihm denn, sie werde seinen Antrag annehmen, wenn ihre Mutter ihre Wahl billige. Es wurde sofort ein Kurier nach Berlin geschickt, der nach einigen Tagen mit der Einwilligung der sehr erfreuten Gräfin zurückkehrte, und da Gallitzin zur bestimmten Zeit am Petersburger Hofe eintreffen mußte, fand die Vermählung ohne Aufschub in einer Kapelle zu Aachen statt (10. August 1768).

Das junge Paar reiste über Brüssel und Berlin nach St Petersburg, wo der Fürst seine Gemahlin der ihm sehr wohlgesinnten Kaiserin Katharina vorstellte. Amalie wurde bei Hofe aufs liebenswürdigste aufgenommen und mit dem fast freundschaftlichen Vertrauen der Zarin

beehrt; unter anderem erhielt sie den Auftrag, vom Haag aus, wohin Gallitzin sich demnächst als Gesandter begeben sollte, nach Paris zu fahren und dort einen großen Einkauf kostbarer Spitzen für sie zu besorgen. Die Fürstin freute sich, bei dieser Gelegenheit „die nach dem Urteil der großen Welt als den alles übertreffenden Sitz des Schönen und Erhabenen geachtete Stadt Paris“ kennen zu lernen, doch, so berichtet ihr Biograph Dr Katerkamp, „die Beobachtungen, welche sie daselbst machte, stimmten merklich ihre Hochachtung herab; zwar wurde sie beim ersten Eintritt in die Gesellschaften geblendet durch das Farbenspiel wetterleuchtenden Witzes, bald merkte sie aber, daß in diesem Blendwerke nur ein kleiner Kreis stets wiederkehrender Ideen sich bewegte. Gleichwie die Gesellschaft sprach auch die hochbewunderte Philosophie bei näherer Bekanntschaft der Pariser Gelehrten ihren Geist nur wenig an“.

Bevor Fürst Gallitzin den Gesandtschaftsposten am holländischen Hofe antrat, nahm das junge Paar für einige Zeit in Berlin Aufenthalt. Hier gebar die Fürstin am 7. Dezember 1769 ein Töchterlein, das den Namen Marianne erhielt, und dem am 22. Dezember des nächsten Jahres im Haag ein kleiner Dimitrij folgte. Beide Kinder, von den Eltern Mimi und Mitri genannt, wurden katholisch getauft, wahrscheinlich, weil der der griechischen Kirche angehörende Fürst religiösen Fragen viel zu gleichgültig gegenüberstand, um zu verlangen, daß die Kinder in seinem Glauben erzogen würden.

Im Haag legte die Stellung ihres Gemahls der Fürstin gesellschaftliche Pflichten auf, denen sie sich anfangs recht gerne unterzog. Es schmeichelte ihr, daß sie, die als

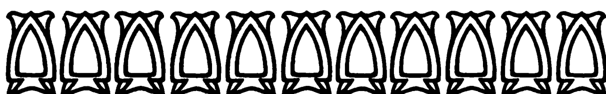
junges Mädchen so oft über die Achsel angesehen worden war, jetzt eine große Rolle in der vornehmsten Gesellschaft spielen durfte, daß man ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit, ihr musikalisches Talent pries; sie kam sich beinahe wie eine der Romanheldinnen vor, die sie in ihren Backfischtagen so sehr bewundert hatte. Der Ernst der letzten Jahre war einer fast übermütigen Fröhlichkeit gewichen, und das Ideal der Vollkommenheit, das sie im Herzen getragen hatte, verlor an Glanz. Eine Schilderung ihres damaligen Wesens findet sich in einem Briefe des französischen Philosophen Diderot, der, von der Kaiserin Katharina nach St Petersburg eingeladen, auf der Reise dorthin im Sommer 1773 im Haag weilte und viel mit dem ihm befreundeten Gallitzin verkehrte. Er schrieb nach Paris: „Die Fürstin ist eine sehr lebhafte, sehr lustige, sehr geistreiche Frau von recht angenehmem Äußern, mehr als ziemlich jung, unterrichtet und voller Talent; sie hat viel gelesen, sie spricht mehrere Sprachen, wie das bei deutschen Damen meist zu sein pflegt, sie spielt Klavier und singt wie ein Engel; sie ist reich an freimütigem und treffendem Witz. Dabei ist sie gutherzig: gestern bei Tisch sagte sie, es sei so süß, Unglücklichen zu begegnen, daß sie es der Vorsehung gern verzeihe, einige davon auf den Straßen verteilt zu haben. . . . Sie ist äußerst empfindsam, fast ein wenig zu sehr, um glücklich zu sein. Da sie Kenntnisse und Gerechtigkeitsgefühl besitzt, disputiert sie zuweilen wie ein kleiner Löwe."

Doch die Freude, welche die Fürstin Gallitzin an dem neuen Leben fand, war nicht von Dauer. Wie es bei ihrer ganzen Charakterveranlagung gar nicht anders sein

konnte, ward sie bald des hohlen Gesellschaftstreibens müde, der Triumphe ihrer Eitelkeit überdrüssig. Nun erinnerte sie sich, daß sie den Fürsten nicht geheiratet hatte, um sich von ihm in die Welt führen zu lassen, sondern um an ihm einen Berater, einen Erzieher zu finden, um mit ihm ihrem hohen Tugendideal nachzustreben. Nur zu bald mußte sie jedoch erkennen, daß sie sich in ihm bitter getäuscht hatte, und daß sein Ideal von dem ihren sehr verschieden war. Vor allem gebrach es ihm an Willenskraft, ein Mangel, der ihr, der ungewöhnlich energischen Frau, am unangenehmsten auffiel. Gutmütig, liebenswürdig, verschwenderisch, gern mit Gelehrten verkehrend, ohne selbst gelehrt zu sein, obwohl er sich den Anschein davon gab, den Ernst des Lebens übersehend und sich um religiöse und sittliche Fragen nie bekümmernd, — so verbrachte der Fürst seine Tage, die mehr dem Genuß als der Arbeit geweiht waren. Die glänzende Rolle, die seine junge Gemahlin an seiner Seite spielte, schmeichelte ihm; er war zärtlich um Amalie besorgt, bemühte sich, ihr stets neue Vergnügungen zu verschaffen, und hatte dabei nicht das geringste Verständnis für ihr Geistes- und Seelenleben, für das Suchen nach Wahrheit, bei welchem er ihr Führer hätte sein sollen.

Die traurige Entdeckung, daß sie in ihrem Streben und Ringen doch wieder nur auf sich allein angewiesen war, daß ihr Traum von gemeinsamem Arbeiten, von gegenseitigem Stützen auf dem Pfade, der zur Vollkommenheit führen sollte, unerfüllt bleiben müsse, machte die Fürstin tief unglücklich. „Vergebens“, so schrieb sie später in der Erinnerung an diese Zeit in einer

Skizze über ihren Lebenslauf, „warf ich mich nun noch mehr als jemals in die Arme der Zerstreuungen und Lustbarkeiten der großen Welt; ich brachte aus diesem ewigen Kreis von Spielen und Besuchen und Schauspielen und Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserem, das ich dennoch nicht kannte und keinem anvertrauen durfte, nach Hause; ich schlief selten ohne Tränen ein. Mir war wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne andere belustigen, indes sie selber bittere Tränen vergießen."



»Nithuis.«

In der Herzenseinsamkeit, in welche Fürstin Amalie sich an der Seite ihres vornehmen Gemahls und inmitten des bunten Treibens um sie her versetzt sah, wandte sie sich trostsuchend ihren Kindern zu. Ihre gesellschaftlichen Pflichten hatten ihr bisher wenig Zeit gelassen, sich um die Kleinen zu kümmern; Prinzessin Mimi und ihr kleiner Bruder hatten die Mutter nur selten und dann meist in eleganter Toilette im Kinderzimmer erscheinen sehen, die übrige Zeit des Tages blieben sie Dienstboten und Bonnen überlassen, die ihnen in allem zu Willen sein mußten. Auf einmal wurde das alles ganz anders. Die Fürstin war zu der Überzeugung gekommen, daß es auf Erden kein heiligeres Band gebe, als das der Liebe zwischen Mutter und Kindern, keine edlere Aufgabe, als das Erziehen und Bilden unschuldiger junger Wesen, deren Seele und Geist noch dem Einfluß des Guten und Schönen offen stehen, in deren Herzen das Saatkorn der Liebe dankbaren Boden findet. Dieser Aufgabe wollte sie von nun an alle ihre Kräfte widmen. Doch gleichzeitig mit diesem Entschlusse kam ihr die Erkenntnis, daß ihr noch so manches fehlte, was dessen Ausführung möglich gemacht hätte: Sie erinnerte sich ihrer eigenen wissenschaftlichen Unbildung, die sie daran hinderte, ihre Kinder selbst zu unterrichten, und der in ihrem Geiste herrschenden Verworrenheit, die

während der letzten Jahre, in welchen sie so selten dazu gekommen war, über sich nachzudenken, eher zu- als abgenommen hatte. Und es wurde ihr klar, daß sie noch viel, sehr viel an sich selbst arbeiten mußte, wenn sie ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin so erfüllen wollte, wie sie ihr vorschwebten, und daß dies nur in Stille und Zurückgezogenheit geschehen konnte, nicht aber in dem zerstreuenden, zeitraubenden Leben der Gesellschaft. Nur eine Angst quälte sie: würde es ihr, der 25jährigen Frau, noch möglich sein, das in der Jugend Versäumte nachzuholen? und würde ihr Gemahl überhaupt seine Einwilligung zu ihrem Vorhaben geben, das so ganz aus dem Rahmen dessen, was in ihren vornehmen Kreisen üblich war, herausfiel? — Ihr sollte von einer Seite Hilfe kommen, von welcher sie eine solche nicht erwartete.

Während des bereits erwähnten Aufenthaltes Diderots im Haag sprach die Fürstin mit dem Philosophen von ihren Plänen und Zweifeln, und er war es, der sie in ihrem Beschlusse bestärkte: bei ihren Geistesgaben und ihrer Energie, meinte er, könne es ihr nicht schwer fallen, sich die fehlenden Kenntnisse in kürzester Zeit zu verschaffen. Außerdem bestimmte er den Fürsten, der viel auf sein Urteil gab, ihr die gewünschte Freiheit zur Ausführung ihrer Idee zu gewähren. Gallitzin mochte wohl das Ganze für eine vorübergehende Laune seiner jungen Gemahlin halten, für eine „Überspanntheit“, die durch Nachgiebigkeit am schnellsten beseitigt werden könnte. Doch hierin sollte er sich täuschen.

Als Diderot im nächsten Sommer auf der Rückreise aus St Petersburg wieder seine Freunde im Haag besuchte,

fand er die Lebensweise und das Benehmen, ja selbst das Aussehen der Fürstin bereits völlig verändert: statt der kunstvollen, von Perlenschnüren durchzogenen Frisur, die sie früher getragen hatte, fiel ihr kurzgeschnittenes Haar jetzt in natürlichen Locken auf den schlanken Hals herab, und die Reifröcke und Schneppentaillen der damaligen Mode hatten einfachen, bequemen Gewändern Platz machen müssen. Nur auf diese Weise war es der Fürstin gelungen, der Gesellschaft klar zu machen, daß sie nichts mehr mit ihr zu tun haben und ihre eigenen Wege gehen wolle. Der Brief, den Diderot diesmal über sie nach Paris schrieb, lautete ganz anders als der vorjährige und verriet, daß die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, selbst ihm, der sie gewissermaßen mit veranlaßt hatte, zu weitgehend erschien. „Die Fürstin“, so heißt es da, „führt ein Leben, das sowohl mit ihrer Jugend und der Beweglichkeit ihres Geistes als mit dem leichten Sinn ihrer Zeit in Widerspruch steht. . . . Sie geht wenig aus, hat Lehrer in der Geschichte, der Mathematik, den alten Sprachen, verläßt, als verstehe sich das von selbst, ein Galadiner bei Hofe, um nach Hause zu gehen, wenn ihre Unterrichtsstunde gekommen ist, bemüht sich, ihrem Gatten zu gefallen, überwacht selbst die Erziehung ihrer Kinder, hat allem Pomp entsagt, steht früh auf und geht zeitig zu Bett, und mein Leben regelt sie nach dem ihres Hauses. Wir finden Vergnügen daran, zu disputieren wie die Teufel. Ich bin nicht immer gleicher Meinung mit der Fürstin, obgleich wir beide ein wenig von der Manie fürs Altertum besessen sind.“

Was Diderot hier über die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der Fürstin sagt, bezieht sich darauf,

daß es ihm nicht gelang, sie zu seinem gottesleugnerischen philosophischen System zu bekehren, für welches sie vergebens Beweisgründe von ihm forderte. Seine Behauptung, daß die Welt durch einen „Zufall“ entstanden sei, konnte sie nicht befriedigen; ihre wahrheitsdürstende Seele, die — ihr selbst noch unbewußt — tief religiös veranlagt war, sehnte sich mehr und mehr nach der Erkenntnis des höchsten Wesens, dessen Walten über der Welt und ihrem eigenen Geschick sie dunkel ahnte. Eher als in Diderot glaubte sie in einem andern berühmten Philosophen jener Zeit, den sie kurz vorher kennen gelernt hatte, einen Führer und Lehrer zu finden: in dem holländischen Gelehrten Franz Hemsterhuis.

Hemsterhuis (geb. 1722), von dem einer seiner Biographen sagt: „Von sanfter Gemütsart, aber anziehend und geistreich im Verkehr mit Gleichgesinnten, war er zurückhaltend im Umgang mit der Welt; Einfachheit, Bescheidenheit, Heiterkeit, die stets mit der Tugend vereint auftritt, waren die Hauptzüge seines Charakters“, bekleidete einen Staatsbeamtenposten, der ihn pekuniär sicherstellte, ihm jedoch genügend Zeit für seine wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Arbeiten ließ. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, der in den sogenannten exakten Wissenschaften, Mathematik und Physik, ebenso bewandert war wie in der Literatur und Philosophie des Altertums. Besonders war er ein Verehrer von Plato und Sokrates, deren Lehre er zu der seinigen gemacht hatte. Gern beschäftigte er sich auch mit der Kunst und ihren Aufgaben; er führte den Zeichenstift mit großem Geschick, und eine reichhaltige Sammlung alter, geschnittener Steine von hohem Kunstwerte, die

er selbst angelegt hatte, bildete seinen besondern Stolz. Seine Kenntnisse wie seine Charaktereigenschaften und Liebhabereien mußten ihn der Fürstin Gallitzin interessant machen, hauptsächlich, als sie bei näherer persönlicher Bekanntschaft und beim Lesen seiner Schriften erfuhr, daß seine Weltanschauung der ihren verwandt war: Wie sie war er ein Gegner der gottesleugnerischen Philosophie Diderots und seiner Genossen, wie sie glaubte er an ein höheres Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele und sah er die Aufgabe des Menschen auf Erden in dem Streben nach allem Edlen und Schönen, — aber auch wie sie war er weit davon entfernt, das positive Christentum als die einzig wahre und beseligende Religion zu erkennen. Auf dieser Übereinstimmung der Ansichten baute sich zwischen der jungen Fürstin und dem einsamen, alternden Gelehrten eine innige und ernste Freundschaft auf, die bis zum Tode des letzteren, von einigen vorübergehenden Trübungen abgesehen, fortbestehen sollte.

Die Fürstin wählte Hemsterhuis zu ihrem und ihrer Kinder Lehrer, beriet sich mit ihm in allen Erziehungsfragen, schöpfte aus stundenlangen Gesprächen mit ihm eine Fülle neuer Ideen und dankte ihm durch tätige Anteilnahme an seinen Arbeiten, so daß er oft äußerte, diese seien mehr ihr Werk als das seine. Die schönsten seiner Schriften, die ihm die größte Bewunderung seiner Zeitgenossen eintrugen, entstanden unter der Mithilfe seiner „Diotima", wie er die Fürstin nach einer klugen Priesterin in einem Dialog Platos nannte, während sie ihn stets als ihren „Sokrates" bezeichnete. Die Freundschaft zwischen diesen zwei geistig und sittlich hochstehen-

den Menschen übte auf beide einen tiefgreifenden und vorteilhaften Einfluß aus.

Im Herbst 1774, bald nachdem sie Hemsterhuis näher kennen gelernt hatte, entschloß Fürstin Amalie sich, eine noch größere Einsamkeit und Stille um sich und ihre Kinder zu schaffen, als das im Hause ihres Gemahls möglich war. Sie wünschte ihr hohes Ziel mit mehr Nachdruck als bisher zu verfolgen und zugleich ihre Kleinen so lange als irgend möglich vom gesellschaftlichen Leben fernzuhalten, in welchem sie während der letzten Monate, nach einigen Andeutungen in späteren Briefen zu schließen, mancherlei trübe und kränkende Erfahrungen gemacht hatte. So mietete sie denn mit Bewilligung des Fürsten, der sich gutmütig ihrem Wunsche fügte, für sich und die Kinder einige bescheidene Zimmer in einem einsamen Bauernhause an der Straße vom Haag nach Scheveningen, und ließ über der Haustür die Aufschrift „Nithuis“ (Nicht zu Hause) anbringen, um dadurch anzuzeigen, daß sie keine Besuche empfange. Außer ihrem Gemahl und ihren Lehrern durften nur wenige auserlesene Freunde die Schwelle von Nithuis überschreiten: die Fürstin von Oranien, eine geborne Prinzessin von Preußen, und deren kleiner Sohn, welcher Prinz Mitris Spielgefährte war und sich später als König Wilhelm I. der Niederlande noch gern der im Schoße der Gallitzinschen Familie verlebten Tage erinnerte; ferner einige russische Edelleute, die sich auf der Durchreise in Holland aufhielten, darunter zwei Brüder Romanzow, Vettern des Fürsten, mit denen die Fürstin einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt und die von tiefer Verehrung für ihre „Sestriza“

(Schwesterchen) erfüllt waren, und deren Begleiter, ein Herr von Grimm; dann, als besonders geschätzte und stets mit Freuden empfangene Gäste, der Herzog von Serent nebst Gemahlin, die eine Zeitlang zu Leiden lebten, wo sie auch von der Fürstin besucht wurden. Als der Herzog im Sommer 1775 als Erzieher des jungen Herzogs von Angoulême, des späteren Königs Karl X., nach Paris berufen wurde, setzte er den ihm lieb gewordenen Verkehr mit Fürstin Amalie brieflich fort; in späteren Jahren nannte er sich mit Recht einer ihrer ältesten und treuesten Freunde und sie eine „unvergleichliche, heiligmäßige Freundin". Hemsterhuis verbrachte regelmäßig zwei Nachmittage der Woche bei der Fürstin, außerdem wechselten beide häufige und ausführliche Briefe.

Das bescheidene Einsiedlerleben der Fürstin Gallitzin, die noch vor kurzem für eine der elegantesten und gefeiertsten Modedamen gegolten hatte, ihre Studien, ihre, den andern Müttern ihrer Gesellschaftsklasse ganz unfaßbar erscheinende Ideen, die Kinder selbst zu unterrichten und ihnen, wie sie sich ausdrückte, „Mutter in einem höheren Sinne" zu werden, alles das mußte begreiflicherweise den Spott der vornehmen Welt hervorrufen und Grund zu boshaften Bemerkungen geben. Die Fürstin ließ sich dadurch nicht im geringsten stören; sie fühlte sich bei der neuen Lebensart so wohl, daß sie in einem späteren Briefe an Hemsterhuis sagen konnte: „Es ist die volle Wahrheit, daß alles in allem die Momente meines Lebens, wo ich das erhabenste Glück verkostete, die beiden ersten Jahre des Aufenthaltes zu Nithuis waren." Sie fand in dem Umgange mit ihren

Kindern, in der wachsenden Klarheit ihrer Gedankenarbeit eine solche Seligkeit, daß nun höhere Bedürfnisse sich zu äußern anfingen: Gott und ihre Seele gaben ihr stets neuen Stoff zu Betrachtungen und Forschungen. Näher und näher kam sie dem rechten Wege, der ihr jedoch nicht in Nithuis und nicht von ihrem „Sokrates" gezeigt werden sollte.

Die Fürstin hatte noch kein Jahr in ihrem stillen Nithuis gehaust, als ihr Freundeskreis eine willkommene Erweiterung fand: ein angesehener Gelehrter aus Genf, Dentan mit Namen, kam im Auftrage der Schweizer Regierung nach dem Haag und wurde durch geschäftliche und wissenschaftliche Beziehungen mit Hemsterhuis bekannt, der ihn auch bei der Fürstin einführte. Da sie in ihm einen Mann von umfassenden Kenntnissen und sympathischem Wesen erkannte, bat sie ihn, ihr während seines Aufenthaltes im Haag in einigen Fächern Unterricht zu erteilen und mit ihr philosophische Werke zu lesen und zu besprechen. So erschien denn nun auch Dentan ein- bis zweimal wöchentlich in der bescheiden eingerichteten Studierstube der Fürstin, ward unter dem Namen „Lysis" in den Freundschaftsbund zwischen ihr und Hemsterhuis aufgenommen und wetteiferte mit dem letzteren in bewundernder Verehrung für die eigenartige Frau. „Ich lebte zwischen zwei Freunden", schrieb die Fürstin nach vielen Jahren in Erinnerung an diese Zeit in ihr Tagebuch, „die sozusagen bloß für mich lebten und sich mir auf zeitlebens gewidmet hatten."

Dentan, der mit heißer Liebe an seinem Vaterlande hing und sich nie dazu verstanden hätte, es dauernd zu



Kaspar Max Droste zu Vischering.
Nach einer Lithographie von Joh. Barth. van den Hove.

verlassen, suchte in seiner Schülerin den Wunsch zu erwecken, die Schweiz und besonders seinen Wohnort Genf kennen zu lernen. Er schilderte ihr in beredter Weise die Herrlichkeiten der Alpenwelt und die Reize des Genfer Sees, dessen Ufer damals noch in stiller Abgeschiedenheit dalagen. Er erzählte auch von den vielen gelehrten und berühmten Männern, die Genf zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten, und in denen sie Lehrer und Freunde finden würde. Solche Worte blieben nicht ohne Eindruck auf die Fürstin, deren für Naturschönheiten sehr empfängliches Gemüt in dem flachen, einförmigen Holland den Mangel landschaftlicher Reize zuweilen schwer empfand; und fast mehr noch lockte die Aussicht auf geistig anregenden und fördernden Umgang sie zu einer Reise in die Schweiz. Zum Überfluß traf ein Brief eines der Brüder Romanzow ein, die damals gerade in Genf weilten. „Wissen Sie, Sestriza," schrieb der junge Graf, „daß ich mehr als einmal, seit ich hier bin, gedacht habe, daß Genf ein Aufenthalt sei, der Ihnen sehr zusagen würde? Sie würden dort sicher glücklich sein, wenn nicht über Ihr eigenes Glück, doch über das von andern. Gefühlvoll, wie Sie sind, würden Sie Freude genießen beim Anblick glücklicher und fühlender Wesen, welche den Bestand dieses Staates bilden. Genf scheint der Sitz des gesunden Verstandes, daher der Zufriedenheit und des Glückes zu sein."

Es galt nur noch, Hemsterhuis für eine Übersiedelung nach Genf zu gewinnen, denn von ihm als ihrem Berater und treuesten Freunde glaubte Fürstin Amalie sich nicht trennen zu können. Und doch sollte gerade

durch ihren neuen Plan das Freundschaftsband zwischen ihnen gelockert werden.

Hemsterhuis gab dem Drängen der Fürstin nach und schloß einen förmlichen Vertrag mit ihr ab, worin er sich — wie aus einem ihrer späteren Briefe an ihn hervorgeht — verpflichtete, „alles zu verlassen“ und sie zu begleiten; er sollte seine amtliche Stellung aufgeben und dafür als ihr und ihrer Kinder Lehrer festen Gehalt beziehen. Nun wurde auch Fürst Gallitzin in den Plan eingeweiht und um seine Einwilligung gebeten. Er fand nichts dagegen einzuwenden — vermutlich, weil ihm vorgestellt wurde, daß es so für die Erziehung seiner Kinder am besten sei — und ließ um eine bedeutende Summe das Schloß Lavigny am Genfer See ankaufen, um seiner Familie einen angenehmen und bequemen Aufenthalt zu sichern. Als die Angelegenheit jedoch so weit gediehen war, daß es sich nur noch darum handelte, den Tag der Abreise festzusetzen, zeigte Hemsterhuis, der die Fürstin schon seit einiger Zeit mit unbegründeten Vorwürfen über Erkaltung ihrer Freundschaft u. dgl. gequält hatte, eine Verstimmung, die nur zu deutlich verriet, daß er sein gegebenes Versprechen gern rückgängig gemacht hätte. Ein solcher Wankelmut erregte den höchsten Unwillen der Fürstin, für die es ein unbegründetes Zurückweichen von einem gefaßten Plane nicht gab. Zugleich fragte sie sich, warum sie von einem Manne, der weniger Energie und Entschlossenheit besaß als sie selbst, sich so lange hatte führen und beraten lassen. Mehr als alles aber kränkte es sie, daß Hemsterhuis, der ihre Wahrhaftigkeit, ihren Haß gegen Lüge und Verstellung kannte und zu teilen vorgab, sich

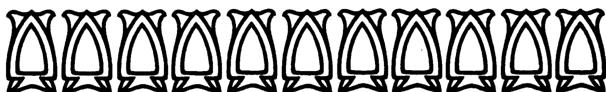
nicht dazu entschließen konnte, offen mit ihr über die Sache zu reden. „Hören Sie doch auf, lieber Sokrates“, schrieb sie ihm, „Ihren Kopf zu zerbrechen, um die fragliche Angelegenheit zu verschleiern. Sie haben einen Fehler begangen, der alle andern nach sich gezogen hat. Sie haben sich übereilt, als Sie Verpflichtungen eingingen, die Sie nicht erfüllen konnten, die Ihnen jedoch damals in weiter Ferne zu liegen schienen und von denen Sie nicht glaubten, daß der Tag ihrer Einlösung je erscheinen werde. Als aber dieser Augenblick gekommen war, hatten Sie nicht den Mut, Ihren Irrtum offen einzugestehen. Dieser Mangel an Mut machte all die Umwege nötig, die Sie anwandten, um eine aufrichtige Erklärung zu vermeiden.“ Sie enthob ihn seines Versprechens, bestand aber auf dem Entschlusse der Übersiedelung für sich und die Kinder. „Lange genug“, so heißt es weiter in dem strengen Briefe, „habe ich mein Los abhängig gemacht, von nun an will ich es allein bestimmen. ... Ich will mich meiner Arbeit und meinen ernsten Pflichten mit freiem Kopfe widmen können; ich will aus unserer Freundschaft alles streichen, was diesen Zweck nicht fördert, alles, was uns nicht gegenseitig glücklich und besser macht, und ich will fortan nur mir allein die Sorge anvertrauen, mein Los diesem Ziele gemäß zu gestalten. Dieser Entschluß ist so wohl erwogen und steht so fest, daß keine menschliche Kraft im stande ist, mich auch nur um einen Schritt weit davon abzulenken, und so wertvoll mir der Umgang mit Ihnen auch immer erscheinen wird, so werde ich mich gezwungen sehen, ihn einzuschränken, wenn Sie darauf bestehen, ihn auf einer Täuschung zu begründen. ...“

Sie bietet ihm dann von neuem ihre Freundschaft an, deren Bande sie „im Grunde der Seele“ fühle, aber unter der Bedingung, daß die Quälereien der letzten Jahre aufhören, und daß beide Teile wieder so frei sein sollten wie vor dem Eingehen irgend welcher Verpflichtungen. Wenn Hemsterhuis diese Bedingung nicht erfüllen könne oder wolle, so bleibe ihr nichts übrig, als ganz mit ihm zu brechen. „Ich werde Ihre Antwort auf diesen Brief abwarten“, so schließt sie, „um entweder wieder nach der Feder zu greifen oder sie für immer ruhen zu lassen; wenn Sie mich zu dem letzteren verurteilen, so empfangen Sie meine Versicherung, daß die stillen Wünsche meiner Seele Sie unaufhörlich begleiten werden und daß mein Herz niemals aufhören wird, meinen Sokrates zu segnen. So oder so werde ich alles, was die Vergangenheit uns an Peinlichem gebracht hat, der tiefsten Vergessenheit anheimfallen lassen.“

Hemsterhuis' Antwort auf diesen Brief, an dem die Fürstin während mehrerer Tage, also in Ruhe und mit Überlegung geschrieben hatte, ist nicht erhalten, doch muß er sich jedenfalls ihren Bedingungen gefügt haben, da das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Fürstin Amalie fortbestehen blieb; mit seinem Einfluß auf ihr inneres und äußeres Leben aber hatte es von nun an ein Ende.

An Stelle von Hemsterhuis erklärte sich Dentan auf die Bitte des fürstlichen Paares bereit, als Erzieher der Kinder mit nach Schloß Lavigny zu ziehen, und im Sommer 1779 sollte die Übersiedelung stattfinden, doch es trat eine Verzögerung ein, — eine Verzögerung, die

auf das weitere Leben der Fürstin tiefgreifenden Einfluß hatte und die erste Ursache ihrer späteren inneren Wandlung wurde. Eine große Rolle bei dieser Wendung der Dinge spielte unabsichtlich ein Mann, der eines der Hauptmitglieder der Münsterschen familia sacra werden sollte: der Generalvikar des Fürstbistums Münster, Franz Freiherr von Fürstenberg.



Franz Freiherr von Fürstenberg.

Franz Friedrich Wilhelm Maria von Fürstenberg war der Sproß eines alten westfälischen Adelsgeschlechts, dessen Besitztümer von der Weser bis über die Maas reichten und dessen Söhne sich große Verdienste um Kirche und Vaterland erworben hatten. Er wurde im väterlichen Hause auf dem Stammgute Herdringen bei Arnsberg, auf welchem er am 7. August 1729 das Licht der Welt erblickt hatte, von tüchtigen Privatlehrern auf das Hochschulstudium vorbereitet. Mit 17 Jahren kam er gleichzeitig mit seinem jüngeren Bruder Franz Egon, dem nachherigen Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim, zu den Jesuiten nach Köln, bei denen er zwei Jahre hindurch Vorlesungen über Philosophie hörte, um dann seinen Studien auf den Universitäten Köln, Salzburg und Rom fortzusetzen. Die ihm vom Papst Benedikt XIV. verliehenen Dompräbenden in Münster und Paderborn verlangten seine Rückkehr in die Heimat (etwa 1750), wo er sich nun abwechselnd bald in der einen bald in der andern der beiden genannten Städte aufhielt. Nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges bot Fürstenberg, der 1757 die niedern Weihen und das Subdiakonat empfangen hatte, erfüllt von Tatendurst und tiefem Mitgefühl mit dem von feindlichen Kriegsscharen überfluteten Münsterlande, dem Hochstift

seine Dienste an, die gern angenommen wurden. Da der junge Domherr der französischen und englischen Sprache kundig war und sich durch sicheres, weltgewandtes Auftreten auszeichnete, wurde er als Vermittler zwischen den beiden feindlichen Lagern verwendet. Diese Stellung gab ihm wiederholt Gelegenheit, sein Vaterland vor noch drückenderen Lasten zu bewahren, und war zugleich, indem sie ihn mit manchem bedeutenden Politiker der Zeit zusammenführte, eine gute Vorbereitung für die Aufgabe, die seiner noch im Staate harrte.

Am 6. Februar 1761 starb Kurfürst Klemens August von Köln, Fürstbischof von Paderborn, Hildesheim und Münster. Zu seinem Nachfolger bestimmte das Kölner Domkapitel den Dombechanten Grafen Maximilian Friedrich von Königseck-Rothenfels, das Hochstift Münster aber, dem damals schon die Säkularisierung drohte, konnte ihn erst anderthalb Jahre später, am 16. September 1762, zum Landesherrn wählen. Fürstenberg, der für die Wahl des neuen Kurfürsten eifrig tätig gewesen war, wurde trotz seines anfänglichen Sträubens von Maximilian Friedrich zum Geheimen Konferenzrat und Minister des Münsterlandes und einige Jahre später zum Generalvikar ernannt.

Das Land blutete damals aus tausend Wunden. Während des Krieges war es von Freund und Feind besetzt, beraubt, verheert worden, viele Menschenleben waren hingeopfert, Handel und Gewerbe lagen danieder, Kriegskontributionen und Teuerung hatten ganze Stadt- und Landgemeinden ebenso wie einzelne Familien in Schulden gestürzt; der Gesamtverlust des Hochstifts an

Geld und sonstigem Besitz wurde auf 4½ Millionen Reichstaler geschätzt. Da fand der neue Minister denn Arbeit genug, wenn er dem Elend ringsumher abhelfen wollte. Er tat dies mittels so weiser Verwaltungsmaßregeln, daß der Zweifel, mit dem anfänglich manche Kreise seiner Tätigkeit entgegensahen, sich allmählich in allgemeines Vertrauen verwandelte. Dankbar empfanden es besonders die ärmeren Bevölkerungsschichten, daß Fürstenberg sie mit neuem Steuerdruck nach Möglichkeit verschonte und zur Tilgung der Schuldenlast des Landes die bessersituierten Klassen in Anspruch nahm, ohne sich um deren Unzufriedenheit zu kümmern. Nach wenigen Jahren schon machte sich im Münsterlande allüberall neues Leben bemerkbar: ausgedehnte Sümpfe und Einöden, die bisher nicht den geringsten Nutzen getragen hatten, wurden auf Fürstenbergs Veranlassung entwässert und angebaut; schlechte Wege waren ausgebessert worden, neuangelegte Straßen durchzogen die Fluren, die bald wieder in früherer Fruchtbarkeit prangten. Mit verdoppeltem Fleiß arbeiteten die Bauern in Hof und Feld, denn der Generalvikar hatte, trotz des Widerspruchs, den der mächtige Landadel dagegen erhob, durch Regelung des Verhältnisses zwischen Bauern und Gutsherrn und durch Einschränkung des Frondienstes viel zur Verbesserung der Lage des Bauernstandes beigetragen. Aber auch Handel und Gewerbe wurden durch mancherlei Begünstigungen und Erleichterungen neu belebt. In den Dörfern entwickelte sich die lange arg vernachlässigte Leinwandweberei, in den Städten entstanden Fabriken und industrielle Unternehmungen verschiedenster Art, deren Erzeugnisse die Konkurrenz mit ausländischen

Waren siegreich bestanden. Vor allem hob sich Münster, die Hauptstadt des Landes. Fürstenberg ließ die alten Festungswerke abtragen, die Wälle in wohlgepflegte Promenaden, die Gräben in schöne Gartenanlagen verwandeln, dadurch Hunderten von Arbeitern Verdienst verschaffend. An Stelle der während des Krieges zerstörten oder niedergebrannten Häuser wurden stattliche Neubauten aufgeführt, unter denen besonders das fürstliche Schloß, das Theater und das Gymnasium bewundert wurden. Um die Baulust der Bürger zu reizen, setzte Fürstenberg Prämien aus für die schönsten und allen Anforderungen der Zeit am besten entsprechenden Häuser, auch begründete er eine Feuerversicherungsanstalt, die den Hausbesitzern die Angst vor neuen Verlusten benahm. Die rege Bautätigkeit lockte aus dem Auslande zahlreiche Architekten, Maler, Bildhauer, Maurer, Tischler &c. herbei, wodurch die einheimischen Künstler und Handwerker zu ernstem Wettkampf angespornt wurden. Daß auch neues literarisches Leben in der alten Stadt erwachte, beweisen die vielen in jenen Jahren begründeten Buchhandlungen und Druckereien, sowie eine Menge neuer Zeitungen, Zeitschriften, Kalender, belehrender und unterhaltender Schriften.

Nicht allein Armut und Not waren während der Kriegsjahre über das Land gekommen — es hatten sich in Gefolgschaft auch Landstreicherei, Bettel, Müßiggang, Aberglauben, Betrug und ähnliche Übelstände eingeschlichen, gegen die Fürstenberg durch zweckdienliche polizeiliche Maßnahmen und sanitäre Vorschriften ankämpfte. Die Justizverwaltung wurde verbessert, eine Medizinalordnung entworfen, die dem Unwesen der Quacksalber und Wunder-

doktoren eine Ende machte und als ein Muster ihrer Art von manchen andern deutschen Städten übernommen wurde. — Um einer Wiederkehr des erlittenen Unglücks nach Kräften vorzubeugen, bekümmerte der Generalvikar sich auch um die Ausgestaltung des Militärwesens mit einer Umsicht und einem Scharfsinn, die den Beifall und die Bewunderung erfahrener Kriegsmänner hervorriefen, während es ihm anderseits gerade auf diesem Gebiete auch nicht an Gegnern und Spöttern fehlte, die ihm manche Schwierigkeiten in den Weg legten. Derlei Anfeindungen störten jedoch weder Fürstenberg selbst noch den Kurfürsten, der in dessen Kenntnisse und Vaterlandsliebe unbedingtes Vertrauen setzte und ihm wiederholt Dank und Anerkennung aussprach.

Eine der am schwersten durchzuführenden, aber in ihren Folgen bedeutsamsten Reformen Fürstenbergs, die seinen Ruf recht eigentlich begründet und ihn auch der Nachwelt unvergeßlich gemacht hat, ist seine Neuordnung des gesamten Schulwesens, seine Sorge für eine gute Volkserziehung zum Zweck der Heranbildung tüchtiger Staatsbürger. Sein Plan war, den gesamten öffentlichen Unterricht, der unter seinem Vorgänger sehr vernachlässigt worden war, einer durchgreifenden Umwandlung zu unterwerfen. Alle Unterrichts- und Erziehungsanstalten des Landes sollten gleichsam ein Ganzes bilden, dessen einzelne Teile — Volksschule, Gymnasium, Universität, Priester- und Lehrerseminar, Militärakademie — sich gegenseitig ergänzen sollten. Mit der Reform des Gymnasiums wurde der Anfang gemacht. Nach mehrjährigem Studium aller in Betracht kommenden Werke, mündlichen und schriftlichen Beratungen mit hervorragenden

Gelehrten und erfahrenen Schulmännern der Heimat und des Auslandes und vielfachen praktischen Versuchen war Fürstenberg sich darüber klar geworden, in welcher Weise seine Ideen sich am besten durchführen ließen; im Jahr 1776 erschien dann seine berühmt gewordene „Verordnung, die Lehrart in den unteren Schulen des Hochstifts Münster betreffend", die von ihm unter Mitwirkung mehrerer Professoren entworfen, von dem damaligen Regierungsassessor und späteren Professor der Rechtswissenschaft Dr Sprickmann ausgearbeitet und vom Kurfürsten „als beständiges Gesetz für die Schulen des Hochstifts Münster" anerkannt worden war.

Die neue Schulordnung erregte weit über die Grenzen Westfalens hinaus Aufsehen und Bewunderung. Sie bezeichnete im Gegensatz zu der damaligen allgemeinen Auffassung als die wichtigste Aufgabe des Unterrichts weniger die Anhäufung einer bestimmten Summe von Kenntnissen, als die Ausbildung des Geistes und Gemütes, die Entwicklung der Denkfähigkeit, die es jedem Zögling ermöglichen sollte, sich sowohl im praktischen Leben als im Reich der Wissenschaften „mit klarer Einsicht, mit Treue und Rechtschaffenheit zu benehmen". Frühzeitig sollte der Schüler gelehrt werden, den ganzen Umfang seiner Pflichten zu umfassen und in ihrer Erfüllung wahre Glückseligkeit zu finden, „damit ihm Pflicht zur Neigung und Tugend zur Gewohnheit werde". Wie Fürstenberg selbst, nach den Worten Joseph Gallands, „ein gläubiger, tiefreligiöser Mensch, ein scharfer, philosophischer Kopf, eine im edelsten Sinne des Wortes ideal angelegte Natur war, ein Geist, der über das Alltägliche hinaus und höher dachte als die Menge, der in das

Innere der Dinge drang und nichts mehr haßte als Form ohne Inhalt, als blinkende Geistesschätze, die bloß im Gedächtnisse beschlossen und nicht auch tief im Schachte des sinnenden Verstandes geborgen liegen", — so kamen auch in seiner Schulordnung die christliche Grundlage und der religiöse Endzweck, das ideale Streben nach Vervollkommnung aller Seelen- und Geisteskräfte zum Ausdruck. „Die Liebe zur Religion und zur Tugend muß im Herzen des Zöglings selbst Leidenschaft werden, wenn sie seinen übrigen Leidenschaften das Gleichgewicht halten soll", lautete einer der darin ausgesprochenen Leitgedanken. Sogar die Gegner Fürstenbergs mußten zugestehen, die neue Schulordnung sei, trotz einiger schwer zu vermeidender Mängel, ein vortreffliches Werk von geradezu klassischer Form und echt philosophischem Geiste und verdiene Nachahmung zu finden. Es dauerte denn auch nicht lange, bis in andern Ländern — katholischen wie protestantischen — Verordnungen erschienen, in denen der Einfluß der Fürstenbergschen Ideen deutlich erkennbar war. Auch die auf seine Veranlassung für die münsterländischen Gymnasien verfaßten Lehrbücher wurden bald in auswärtigen Schulen eingeführt.

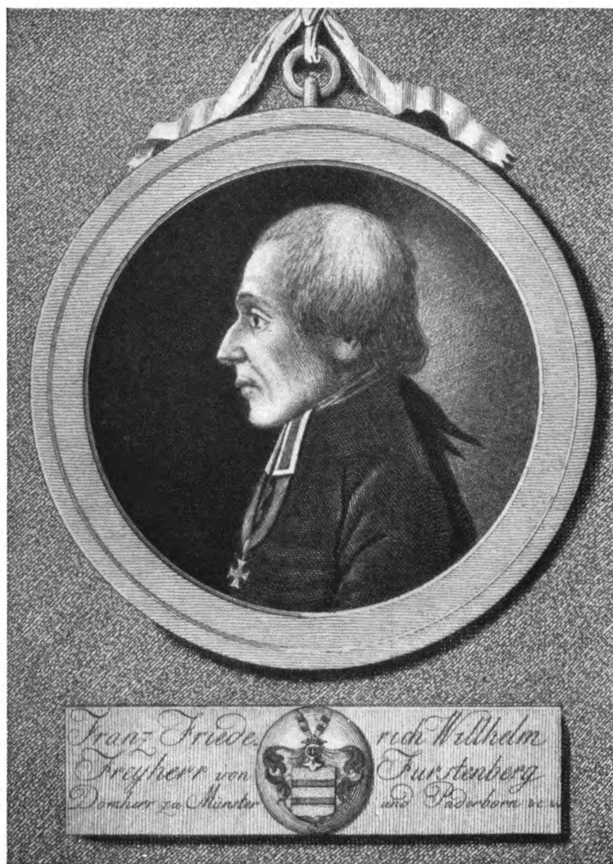
Nachdem so durch die Ausgestaltung des Gymnasiallehrplans der Grundstein zu der allgemeinen Reform des Unterrichtswesens gelegt war, wandte Fürstenberg seine Hauptaufmerksamkeit den Hochschulen zu. Im Herbst 1776 konnte das bischöfliche Priesterseminar eröffnet werden, und im Frühling 1780 ging nach Überwältigung zahlloser Schwierigkeiten der langjährige Wunsch der Münsteraner nach einer eigenen Universität in Erfüllung. Die Professoren, deren Zahl anfänglich nur

zehn betrug, hatte Fürstenberg nicht aus der Ferne berufen, sondern unter den Söhnen des Landes ausgewählt und zum Teil auf seine eigenen Kosten ausbilden lassen. Als ein Beweis seines Scharfblicks bei dieser Wahl kann es gelten, daß die neue Universität bald neben den ältesten und berühmtesten Hochschulen Deutschlands und Englands genannt wurde.

Die so erfolgreiche Tätigkeit Fürstenbergs auf allen Gebieten ließ in dem bereits alt und kränklich gewordenen Kurfürsten Maximilian Friedrich den Wunsch entstehen, das Land bei seinem Tode der Regierung seines trefflichen Ministers anvertrauen zu dürfen. Auch der größte Teil der Bevölkerung sah seinen zukünftigen Regenten in Fürstenberg, und dieser selbst machte kein Hehl daraus, daß er eine auf ihn fallende Wahl gern annehmen würde, in der Hoffnung, seiner geliebten Heimat als Landesherr noch besser dienen zu können denn als Minister. Der kaiserliche Hof zu Wien aber setzte es in Verfolgung seiner politischen Interessen durch, daß noch bei Lebzeiten des Kurfürsten der Erzherzog Maximilian Franz, der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia, zu dessen Koadjutor erwählt wurde (1780). Fürstenberg selbst hatte sich schließlich nach längerem Widerstande der Gegenpartei angeschlossen, um das Land vor den unglücklichen Folgen einer Doppelwahl zu behüten. Es wartete seiner aber eine noch herbere Enttäuschung, die er mit der gleichen Seelenruhe und Ergebenheit trug: Wenige Wochen nach der Koadjutorwahl wohnte er, wie das häufig der Fall war, einer öffentlichen Prüfung bei, als ihm ein Schreiben des Kurfürsten überbracht wurde, in welchem die Aufforderung an ihn

gestellt ward, seine Stellung als Minister aufzugeben. Fürstenberg las den Brief ohne ein Zeichen der Erregung, steckte ihn zu sich und examinierte dann ruhig weiter, als hätte er eine ganz gleichgültige Mitteilung erhalten. Zu Hause angelangt, reichte er sofort das Entlassungsgesuch ein, bat darin jedoch, das Generalvikariat und die Leitung des Schulwesens behalten zu dürfen. Die Erfüllung dieser Bitte entschädigte ihn für die erlittene Ungerechtigkeit, war er sich doch bewußt, somit seinem Vaterlande noch weiter von großem Nutzen sein zu können. „Ich werde jetzt meine ganze Achtsamkeit auf das Geistliche, auf das Erziehungs- und vielleicht auf das Medizinalwesen verwenden", schrieb er damals an seinen Bruder; „Menschen bilden bleibt allzeit die wichtigste Staatsangelegenheit; ungeachtet es von unsern Staatsmännern großenteils verkannt wird, so erkannten es die Alten und unter den Neueren die Größten desto besser." — Weder jetzt noch später, als nach dem Tode des alten Kurfürsten (1784) der junge, ihm nicht wohlgesinnte Koadjutor, Erzherzog Maximilian Franz, die Regierung antrat, kam ein Wort der Anklage über Fürstenbergs Lippen; nie schloß er sich den Gegnern des Erzherzogs an, sondern bemühte sich vielmehr nach Kräften, allen Parteihader zu verhüten und dem Lande Frieden und Einigkeit zu erhalten.

Die Befreiung von den Regierungsgeschäften gewährte Fürstenberg genügende Muße, sich ganz der Vollendung seines Lebenswerkes, der Umgestaltung des Unterrichtswesens, zu widmen. Mit dem für die höheren Schulen Geleisteten konnte er wohl zufrieden sein, nun galt

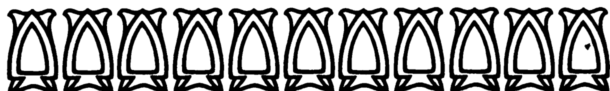


Franz von Fürstenberg.
Nach einem Stich von C. W. Bock.

es noch, auch die über alle Maßen verwahrlosten Volksschulen einer gründlichen Reform zu unterziehen, um auch die Kinder der unteren Bevölkerungsschichten zu verständigen, gottesfürchtigen und tugendhaften Menschen heranbilden zu können. Vor allem mußte dem Mangel an tüchtigen Lehrern abgeholfen werden. Zu diesem Zweck begründete Fürstenberg eine Art Lehrerseminar, die sogenannte Normalschule, in der angehende oder auch schon angestellte Lehrer Anleitung im Unterrichten erhielten. Im Herbst 1801 erließ er dann nach ebenso gründlichen Vorarbeiten, wie er sie vor der Umgestaltung des Gymnasiums gemacht hatte, eine „Verordnung für die deutschen und Trivialschulen des Hochstifts Münster", in welcher den Elementarlehrern der Stadt- und Landschulen unter sorgfältiger Anpassung an die Verhältnisse des Landes Vorschriften über die Einteilung der Lehrgegenstände, die Art der Unterweisung, die Behandlung der Schüler ꝛc. gegeben wurden. Der Schulbesuch, der von den Bauern bis dahin fast nur als Strafe für unartige Kinder angesehen worden war, wurde nun allen Kindern vom 7. bis zum 14. Jahr zur Pflicht gemacht.

So hatte Fürstenberg seinen Plan, festen Grund zu legen für die zweckmäßige Ausbildung der Jugend seines Heimatlandes und dadurch beizutragen zu der Erziehung des ganzen Menschengeschlechts, erfolgreich durchgeführt. Das Bewußtsein, seine ganze Kraft der Förderung der Religion, der Geistesbildung, der vaterländischen Gesinnung und des leiblichen Wohls des seiner Leitung anvertrauten Volkes geweiht zu haben, verschönte sein Alter, dessen Beschwerden ihn 1807

veranlaßten, das Generalvikariat niederzulegen. Drei Jahre darauf, am 16. September 1810, starb der edle Mann, der einer der Klügsten und Besten seiner Zeit gewesen. Ein lebensgroßes Bronzestandbild, 1875 auf dem Domplatz zu Münster errichtet, ist das äußere Zeichen des Dankes, den das Münsterland ihm als einem seiner größten Söhne schuldet.



Übersiedelung der Fürstin Gallitzin nach Münster.

Teils um seine Ideen weiteren Kreisen bekannt zu machen, teils um aus Antworten und Verbesserungsvorschlägen neue Anregungen zu schöpfen, hatte Fürstenberg gedruckte Exemplare der Schulordnung vom Jahre 1776 an eine Reihe hervorragender Männer versandt. Auch Hemsterhuis, den er gelegentlich eines Aufenthaltes im Haag kennen gelernt hatte, erhielt ein solches Exemplar. Bei dem regen Interesse der Fürstin Gallitzin für Erziehungs- und Unterrichtsfragen war es selbstverständlich, daß Hemsterhuis ihr von den Aufsehen erregenden Fürstenbergschen Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens erzählte und ihr die Verordnung zu lesen gab. Sie war, wie Hemsterhuis an Fürstenberg schrieb, „von der Tiefe, der Wahrheit und dem außerordentlichen Nutzen dieser Abhandlung überrascht“ und begann sogleich deren Übersetzung ins Französische, „damit auch diejenigen, welche des Deutschen unkundig sind, daraus Nutzen zu ziehen vermöchten“; außerdem wollte sie eine Vorrede verfassen, welche ihre Ansichten „über die Methode der Erziehung des Kindes von der Geburt bis zu dem Alter, für welches die Verordnung berechnet ist“, enthalten sollte. Die Übersetzung wurde Fürstenberg durch Hemsterhuis vorgelegt und fand dessen volles Lob, weil sie sich seiner Meinung nach oft besser und

deutlicher ausdrückte als das Original und mehr Gutes stiften würde als die Verordnung selbst.

Während der Arbeit an dieser Übersetzung entstand in Fürstin Amalie der Wunsch, den Mann, in dessen Wirken so viel Geist und Charakter zu Tage traten, persönlich kennen zu lernen, seinen Rat für die Erziehung ihrer Kinder zu erbitten und die von ihm veranlaßten Schuleinrichtungen in Augenschein zu nehmen. Vor der Übersiedelung nach Genf sollte daher ein Besuch in Münster abgestattet werden.

Am 8. April 1779 schrieb Hemsterhuis an Fürstenberg: „Die Frau Fürstin von Gallitzin, soweit ich Menschen zu beurteilen vermag, eine der geistreichsten Personen, die es gibt, ist so sehr von Ihrer Schulanstalt begeistert, daß sie gern drei oder vier Tage in Münster zubringen möchte, um aus der Nähe zu betrachten, wovon sie sich mit Recht eine so schöne Vorstellung macht, vorausgesetzt, daß Ew. Exzellenz es ihr gestatten, den Lehrstunden ohne allen Zwang beizuwohnen, ganz so wie eine gewöhnliche Schülerin. Ließe sich das so machen, dann wäre der Fürstin der geeignetste Zeitpunkt für diese kleine Reise der 22. oder 24. künftigen Monats Mai. Sie würde auch das Datum wechseln können, falls es ihr zu der bezeichneten Zeit nicht vergönnt wäre, dem berühmten Gründer dieser Schulen persönlich ihre Verehrung zu bezeugen. Ew. Exzellenz darf ich wohl bitten, hierüber mit einer Antwort mich beehren zu wollen." — Wenige Tage nach Empfang dieses Briefes erwiderte Fürstenberg: „Der Besuch der Fürstin Gallitzin würde für uns noch weit ehrenvoller sein, wenn ich mir schmeicheln dürfte, daß die Ausführung unseres Planes dem vor-

gesetzten Ideal völlig entspräche; aber wenngleich ich auch nicht versichern kann, daß sie ihrerseits nicht vielleicht später bedauern wird, sich die Mühe gegeben zu haben, unsere Anfänge in Augenschein zu nehmen, so glaube ich doch, daß ihr Besuch unserer Anstalt großen Vorteil bringen wird. Ich habe ein zu großes Verlangen, ihr meine Verehrung zu bezeigen, als daß ich es über mich gewinnen könnte, am 24. Mai abwesend zu sein. ..." Einen Monat später meldete Hemsterhuis, daß die Fürstin in seiner Begleitung die Reise antreten werde.

Der Aufenthalt in Münster umfaßte nur acht bis zehn Tage (etwa vom 24. Mai bis zum 2. oder 3. Juni), genügte aber, um Fürstin Amalie mit hoher Bewunderung für alles von Fürstenberg Geleistete zu erfüllen und sie davon zu überzeugen, daß es hier mehr für sie zu lernen gab, als sie geahnt hatte. Wie gering erschienen ihr jetzt die eigenen, mühsam zusammengesuchten Kenntnisse, wie unbedeutend die Erfahrungen, die sie während der letzten Jahre bei der Erziehung ihrer Kinder gesammelt! Schon beim Abschiede sprach sie Fürstenberg gegenüber die Absicht aus, den Besuch zu wiederholen und länger auszudehnen, und gleich nach ihrer Heimkehr ließ sie ihm durch Hemsterhuis schreiben, daß die Ausführung dieses Vorhabens nunmehr beschlossene Sache sei. Die Antwort Fürstenbergs auf diese Mitteilung ist nicht erhalten, muß aber viel Schmeichelhaftes für die Fürstin gebracht haben, da Hemsterhuis sich zu der folgenden Erwiderung veranlaßt fühlte: „Mit großer Freude ersah ich aus dem letzten Schreiben, das Ew. Exzellenz an mich zu richten die Gnade hatten, daß Sie während unseres Aufenthaltes in Münster der bewunderungs-

würdigen Fürstin von Gallitzin bis auf den Grund der Seele geschaut und darin dieselben Entdeckungen gemacht haben, wie ich sie während einer mehrjährigen vertrauten Freundschaft zu machen Gelegenheit hatte. Diese Freude hatte aber für mich nichts Überraschendes, da ich im voraus von der großen und seltenen Seelengemeinschaft zweier so außerordentlicher Personen überzeugt war. Ew. Exzellenz wünsche ich Glück dazu, daß Sie in Ihrer Stadt eine solche Dame Ihres Standes besitzen werden; welche überdies nicht verfehlen wird, daselbst sich noch mehr zu vervollkommnen."

Derselbe Brief enthält die Meldung, daß die Fürstin am 20. oder 25. Juli (1779) aus Nithuis abzureisen gedenke; ihr Entschluß, nach Münster zu ziehen, habe bei ihrer Freundin, der Prinzessin von Oranien, „Tränen und Verwunderung" hervorgerufen.

Der Plan der Fürstin, Genf zu dauerndem Aufenthalt zu wählen, war noch nicht endgültig aufgegeben. Sie wollte ihn ausführen, nachdem sie etwa ein Jahr in Münster geweilt und Fürstenbergs Schuleinrichtungen gründlich studiert haben würde. Ende Juli nahm sie Abschied von ihrem Gatten, der durch seine Stellung zum Verbleiben im Haag gezwungen war, von ihren Freunden und dem stillen Nithuis, in dem sie manch liebe Erinnerung hinterließ, und reiste mit ihren Kindern nach der westfälischen Hauptstadt. Hemsterhuis hatte sie begleitet und blieb einige Tage mit ihr in ihrem neuen Aufenthaltsort; dann schied er schweren Herzens von der treuen Freundin, deren häufige und ausführliche Briefe ihn fortan für ihre Abwesenheit entschädigen sollten.

Fürstenberg konnte sich anfangs der Fürstin nur wenig widmen. Er verschaffte ihr eine Wohnung im oberen Stock eines dem Major von Tönnemann gehörenden Hauses auf der „Grünen Stiege“ [1], und da sie einen Teil ihrer Sachen vom Haag aus direkt in die Schweiz vorausgeschickt hatte, half er ihr auch bei der Einrichtung ihres Heimes mit Möbeln aus, worüber er dem Geheimrat Wenner am kurfürstlichen Hofe in Bonn berichtete: „Die Frau Fürstin von Gallitzin ist hier angekommen. Ich habe zwei Kommoden aus meinem Zimmer bei Hof geliehen und es über mich genommen, dieses bei Sr Kurfürstlichen Gnaden zu rechtfertigen. Zur mehrern Sicherheit können Ew. Wohlgeboren Sr Kurfürstlichen Gnaden davon Nachricht geben.“ Aber schon am 6. August verließ er Münster, um in Hofgeismar eine Badekur zu gebrauchen, und Fürstin Amalie blieb mit ihren Kleinen allein in der fremden Umgebung. Da wollte sie anfangs ein „Gefühl von Leere und Öde“ befallen, wie sie in einem Briefe an Hemsterhuis klagt, doch bald raffte sie sich auf und tat, was sie konnte, um sich in die neuen Verhältnisse hinein zu finden. Die schönen Sommertage wurden zu weiten Spaziergängen in die Umgegend benützt, auf denen Land und Leute studiert wurden. Die liebliche, wald- und wiesenreiche Gegend, deren Einförmigkeit durch verstreute Teiche und langgezogene Wassergräben unterbrochen wird, sagte dem schlichten Sinne der Fürstin ungemein zu. In vollen Zügen genoß sie den tiefen Frieden, der über den fruchtbaren

[1] Jetzt „Grüne Gasse“ Nr 32, dem Grafen Erbdroste zu Vischering gehörig.

Gefilden lagert; gern ruhte sie im Schatten der stillen Eichenhaine von langer Wanderung aus, um dann durch die stattliche Allee uralter Bäume einem der großen Bauernhöfe zuzuschreiten, in denen neben sicherem Wohlstand Einfachheit und Gemütlichkeit herrschen. Neugierig trat sie oft in das Wohnhaus; durch die geräumige Diele oder Tenne, zu deren Seiten sich die halb oder ganz offenen Stallungen befinden, in die freundliche Küche mit den kleinen, bunten Fensterscheiben und dem blank geputzten Geschirr an den Wänden, dem starken Tisch und den massigen Stühlen aus Eichenholz und dem einfachen Schrank in der Ecke, auf dem die Gebetbücher der Hausgenossen ihren Platz haben. Mit freundlichen Worten gelang es ihr gewöhnlich, das Mißtrauen, das der westfälische Bauer jedem Fremden entgegenbringt, zu überwinden und die am Herd beschäftigte Hausfrau in ein Gespräch zu verwickeln, das ihr Einblick gewährte in die gottesfürchtige, ehrliche Gemütsart der Münsterländer und sie deren gesundes Urteil und schlichten Menschenverstand schätzen lehrte. Auf dem Heimwege blieb sie dann wohl sinnend vor den Kruzifixen, Muttergottesstatuen und Heiligenbildern stehen, die sich häufig am Straßenrande finden und oft mit eigenartigen frommen Sprüchlein den Vorübergehenden grüßen. Alles heimelte sie an in diesem Lande, und durch ihre suchende Seele zog still die Ahnung, daß sie hier den Frieden finden würde, nach dem sie halb unbewußt verlangte. Und diese Ahnung gab ihr neuen Mut zu fleißiger Arbeit an sich und ihren Kindern: mit Eifer, ja mit „Wut", wie sie an Hemsterhuis schrieb, wandte sie sich ihren durch den Umzug unterbrochenen

Studien wieder zu; sie wollte alles wissen, alles erlernen, was sich überhaupt erlernen läßt, und um möglichst viel Zeit dafür zu gewinnen, gab sie sogar das Klavierspiel auf, das sie bisher mit großer Lust betrieben hatte. „Sie wissen", heißt es in einem ihrer späteren Briefe an Hemsterhuis, „daß ich mich freiwillig der Musik entzog, der Musik, die mich ein wenig liebte und an der ich leidenschaftlich hing und heute noch hängen würde, wenn ich es mir erlauben dürfte. Aber abgesehen davon, daß sie mir Stunden der kostbaren Zeit raubte, die ich den Pflichten gegen mich selbst und meine Kinder widmen muß, entnervt sie die Seele und versetzt sie in einen Zustand der Passivität und Empfindsamkeit, welcher die Festigkeit, Gleichmäßigkeit und Ruhe stört und der Abwesenheit alles dessen, was man leidenschaftlichen Ton nennt, sehr nachteilig ist, — Eigenschaften, die einen Erzieher von der Vollkommenheit, von der ich noch sehr weit entfernt bin, charakterisieren müssen." — Die Zeit, welche die Beschäftigung mit ihren Kindern ihr ließ, benützte sie zum genaueren Bekanntwerden mit Fürstenbergs Schuleinrichtungen, und abends, wenn Prinzessin Mimi und Prinz Mitri schon längst in ihren Bettchen lagen, saß ihre Mutter noch am Schreibtisch, über gelehrte Werke gebeugt, mit Lesen und Notieren beschäftigt. „Die mathematischen Wissenschaften nehmen meine wenigen freien Augenblicke in Anspruch", meldet sie dem Freunde im Haag, „ich sehe ein, daß ich auf diesen Gebieten bisher kaum stammeln gelernt habe, und um meiner Kinder willen, deren Erziehung all meinen Studien die Richtung gibt, muß ich mir darin große Sicherheit aneignen. . . . Auch das Lateinische beschäftigt mich, und

ich beginne den Horaz zu buchstabieren, von dem ich entzückt bin. . . ." Und bald darauf: „Ich lese Locke und vergleiche ihn mit Leibniz, um mich mit der deutschen Philosophie, die zum Teil auf diesen beiden Autoren fußt, vertraut zu machen."

Die Tage wurden der eifrig Studierenden zu kurz, und sie mußte die Nächte zu Hilfe nehmen, ja sie brachte es so weit, daß ihr fünf Stunden Schlafes genügten. An manchen Tagen nahm sie sich nicht einmal Zeit zum Essen. „Eines Tages", so berichtet Dr Katerkamp, „verfiel sie gegen Abend in eine tiefe Schwermut, ohne einen Grund für Traurigkeit zu wissen; während dieses Zustandes kommt der Bediente zu ihr und fragt, ob sie nicht wenigstens eine Tasse Schokolade nehmen wolle. Sie willigte ein, und nachdem sie dieselbe genommen, fühlt sie sich auf einmal erheitert; nun erst fällt es ihr ein, daß sie den Tag vergessen hatte, Speise zu nehmen."

Dieses arbeitsame Leben im Verein mit der sie umgebenden Ruhe und der Möglichkeit, sich jederzeit neue geistige Anregung verschaffen zu können, erfüllte die Fürstin mit einer bisher kaum gekannten Befriedigung. „Ich fühle mich leichter", schrieb sie an Hemsterhuis, „so daß ich weniger über die Erde schreite als fliege. Alles in mir scheint Harmonie, nicht eine so exaltierte Harmonie, wie sie durch eine starke Spannung aller Saiten der Seele hervorgerufen wird, sondern eine ernste Harmonie, welche, indem sie die Seele sich jeder Art von Genuß öffnen läßt, doch nicht zu erschöpfen vermag. Eine Welt ist in mir, und daher das Bedürfnis, nachzudenken, so viele Reichtümer zu ordnen, mein Gefühl mit meiner Vernunft in Einklang zu bringen, zu

befestigen, auszudehnen in mir die Kraft, welche regiert, im Verhältnis zu dem, was ihr zu regieren gegeben ist. Kurz, ich habe das Bedürfnis, mich groß zu fühlen in allen Augenblicken meines Lebens, um nicht erröten zu müssen, wenn ich einen Thron einnehmen sollte."

Nach Fürstenbergs Rückkehr aus Hofgeismar hatte sich zwischen ihm und Fürstin Amalie ein freundschaftlicher Verkehr angebahnt, in den bald auch die Professoren des Gymnasiums und andere gelehrte Freunde des Generalvikars gezogen wurden. Die Fürstin disputierte mit diesen Herren über verschiedene wissenschaftliche Fragen, suchte bei ihnen Belehrung auf ihr noch fremden Gebieten und bemühte sich ihrerseits, sie mit den ihr so vertrauten griechischen Philosophen bekannt zu machen, die ihrer Meinung nach in den Gelehrtenkreisen Münsters zu wenig geschätzt wurden. „Werden Sie es glauben", berichtet sie nach dem Haag, „daß ich alle Kollegen dazu bringe, den Plato zu lesen? ... Ich habe geschworen, sie alle zu platonisieren, ehe ich Münster verlasse."

Aus diesen im Anfang des Jahres 1780 niedergeschriebenen Worten läßt sich ersehen, daß die Fürstin, trotzdem sie sich in Münster so wohl fühlte, noch nicht an ein dauerndes Bleiben in der Stadt dachte; vielleicht wollte sie dem sie in Genf erwartenden Dentan gegenüber nicht wortbrüchig werden. Da griff ein unerwartetes Ereignis, alle Pläne umstürzend, in ihr Schicksal: Dentan starb. Am 13. November 1780 schrieb Hemsterhuis an Fürstenberg: „Mein Herr, Sie wissen jedenfalls, daß Herr Dentan aus Genf der Fürstin von Gallitzin überaus ergeben und von ihr und dem Fürsten dazu bestimmt

war, dereinst der Gouverneur ihres Sohnes zu sein. Gestern abend nun traf die schmerzliche Nachricht seines Todes ein, nachdem er nur sechs Tage lang an einem heftigen Fieber krank gewesen. Da ich das überaus empfindsame Gemüt der Fürstin kenne, so gebe ich ihr heute zunächst Nachricht von der Krankheit des Herrn Dentan und nehme mir die Freiheit, Sie zu bitten, ihr sodann allmählich und mit aller Ihnen notwendig scheinenden Vorsicht diesen Unglücksfall mitzuteilen. Ich weiß, wie sehr sie diesen ausgezeichneten Mann verehrte, und ich fürchte nur für die Wirkungen des ersten Schlages; für die Folge setze ich in ihre Weisheit und Geisteskraft vollstes Zutrauen. Der Fürst, welcher gleich mir von dieser unerwarteten Nachricht tief betrübt ist, hatte sich vorgenommen, Ihnen selbst zu schreiben; da er jedoch, wie ich weiß, mit Geschäften überladen ist, dürfte er wohl kaum Zeit dazu finden. Der Anteil, den Sie an dem Wohlbefinden der Fürstin nehmen, ist für mich genugsame Entschuldigung ob meiner obigen Zumutung. — Ich hoffe in kurzem eine kleine Tour nach Münster machen zu können; sollte jedoch die Fürstin meine Anwesenheit dort sogleich wünschen, so wird ein Wort von ihr oder von Ihnen mir genügen."

Durch Dentans Tod änderte sich die ganze Lage der Fürstin, wie sie in ihrem Tagebuch schreibt. Der Hauptbeweggrund für eine Übersiedelung nach der Schweiz fiel damit fort; denn was sie sonst in Genf zu finden gehofft hatte, den anregenden Verkehr mit geistig hochstehenden Männern, hatte sie ja schon in Münster in ungeahnt reichem Maße gefunden. Es wäre unvernünftiger

gewesen, als sie zu handeln gewöhnt war, wenn sie die ihr bereits liebgewordene Stadt und den Freundeskreis, der sich mit jedem Tage inniger an sie schloß, verlassen hätte, um abermals in die Fremde zu ziehen, in ein Land, in welchem sie jetzt völlig vereinsamt dagestanden hätte. Auch die Rückkehr in den Haag oder nach Nithuis schien ihr nicht wünschenswert, hätte sie dort doch auf die geistigen Anregungen verzichten müssen, die Münster ihr bot. So beschloß sie denn, sich in der westfälischen Hauptstadt zu „etablieren", wie sie sich ausdrückte. Ein Bedenken, ob sie recht daran tue, sich und die Kinder dauernd von ihrem Gatten zu trennen, scheint ihr nicht gekommen zu sein, wenigstens enthalten ihre Briefe und Tagebücher nicht den geringsten Hinweis darauf; für sie, die damals noch Glaubenslose, konnte die Heiligkeit der Ehe keine besondere Bedeutung haben, und die frivolen Ansichten der vornehmen Kreise ihrer Zeit waren nicht danach beschaffen, ihr dafür das rechte Verständnis zu eröffnen. Überdies geschah die Trennung mit voller Zustimmung des Fürsten, der ihren Plänen für die Erziehung der Kinder, die für alle ihre Unternehmungen die Richtschnur bildete, nie hindernd in den Weg trat.

Die Fürstin kaufte das Haus, in dem sie seit ihrer Ankunft in Münster wohnte und das außer der Billigkeit (der Kaufpreis betrug 6000 Taler in Gold) den Vorzug hatte, in einer ruhigen Gegend zu stehen und von einem großen Garten umgeben zu sein, und richtete es mit ihren Möbeln, die sie aus Genf zurückkommen ließ, bequem, aber überaus einfach ein. Für die Sommermonate mietete sie ein paar bescheidene Zimmer in einem

dem Grafen von Merveldt gehörenden Pächterhofe bei dem Dorfe Angelmodde, von dem Levin Schücking eine anheimelnde Beschreibung gibt: „In der Entfernung von etwa einer Stunde von Münster liegt eine Gruppe freundlicher Häuser um einen weißgetünchten Kirchturm gesammelt, der sich zwischen Obstbaumästen in einem kleinen Flusse, der Werse, spiegelt und ein angebautes hügeliges Land beherrscht — eine stille westfälische Landschaft, von dichten Wallhecken durchschnitten und von Eichenwäldern umsäumt, an die sich die zerstreuten Bauernhäuser lehnen. Mit leisem Wellenschlage drängt sich der Fluß durch dieses friedliche Gefilde und bespült den Pächterhof zu Angelmodde, auf dem die Fürstin Gallitzin die Sommermonate einer Reihe von Jahren zubrachte. Eine große Kammer und einige kleinere Stuben bildeten ihre glanzlose Residenz; dort, um den altväterlichen Kamin, versammelte sie den Kreis ihrer Freunde, unter ihnen . . . eine Menge damals gefeierter Namen, um über die höchsten Ideen, welche der Menschheit am Herzen liegen, nach Klarheit zu ringen. . . .“

Dort in Angelmodde, das ihr bis an ihr Lebensende teuer blieb, verbrachte die Fürstin viele schöne Tage in wohltuender Einsamkeit, wenn es ihr in der Stadt zu laut, zu unruhig geworden war, aber auch viele schmerzdurchbebte Stunden, wenn körperliche und seelische Leiden ihren Mut zu brechen drohten. Das stille Bauernhaus[1] am Ufer der Werse war Zeuge

[1] Das einst von der Fürstin bewohnte Häuschen ist vor einigen Jahren niedergebrannt.

manch schweren Seelenkampfes, manch lauter Selbstanklage, — doch es kam der Tag, da es auch Zeuge sein durfte des schönsten Sieges, der einem Menschenherzen beschieden sein kann: in Angelmodde bereitete Fürstin Amalie sich in tiefster Andacht vor, nach langen Jahren zum erstenmal wieder zum Tische des Herrn zu treten.



Rückkehr der Fürstin Gallitzin zur Kirche.

Auch nach der Trennung von Hemsterhuis bekannte die Fürstin Gallitzin sich noch längere Zeit hindurch zu der Weltanschauung des Haager Philosophen, die zwar, wie erwähnt, durch manche gute und schöne Grundsätze unter den andern philosophischen Systemen jener Zeit hervorragte, aber das positive Christentum verwarf, die Heilige Schrift verachtete und das Gnadenwirken Gottes leugnete. Das eigene Tugendstreben des Menschen könne ihn zum Höchsten erheben, so lehrte Hemsterhuis; Gott selbst aber stehe der Menschheit und ihrem Ringen kalt und gleichgültig gegenüber; Gnade und Erlösung im Sinne des Christentums waren ihm fremd. Volle Befriedigung hatte die Fürstin in dieser Lehre freilich nicht gefunden und zumal im Kreise der Münsterer Freunde und im Verkehr mit dem tiefgläubigen Fürstenberg, mit dem sie bald eine innige Freundschaft verband, kamen ihr immer öfter Zweifel an der Richtigkeit ihrer Anschauungen. Bisher war sie, ihrem eigenen Geständnis nach, der Meinung gewesen, „die ganze christliche Religion sei dummes, von sich zu werfendes Zeug", das von niemand als vom Pöbel wahrhaft geglaubt werde; denn es schien ihr unmöglich, an des Christentums „Drohungen und Verheißungen zu glauben und dennoch seinen Lehren so zuwider zu handeln", wie sie die Menschen rund um sich her handeln sah. Dagegen bildete sie sich etwas darauf



Liebfrauenkirche zu Münster i. W.
(Phot. Dr Trenkler & Co., Leipzig.)

ein, daß sie Gott liebte und ihm ohne Furcht vor Strafe wie ohne Hoffnung auf Belohnung diente. Fürstenbergs Gläubigkeit war in ihren Augen nur die Folge einer vorurteilsvollen Erziehung, und sie bat sich gleich am Anfang ihrer Freundschaft aus, er solle nie versuchen, sie zu bekehren. Was Gott betreffe, könne sie nichts in ihrem Herzen leiden, als was er selbst in ihr geschaffen; sie bitte ihn um Licht und halte ihr Herz dafür offen. Es kamen aber auch Stunden und Tage, von denen sie später sagen mußte: „Ich zweifelte an der Existenz Gottes, an der Unsterblichkeit meiner Seele." Dann überfiel sie tiefe Niedergeschlagenheit, sie entdeckte sowohl an sich als an ihren Kindern, an ihren Freunden nichts als Böses und Häßliches, fühlte sich machtlos, dagegen anzukämpfen, und wußte doch nicht, wo sie Hilfe für die eigene Schwäche finden sollte.

Nach solchen Zeiten äußerster Mutlosigkeit und Ermattung stellten sich dann auch wieder Lebensfreude und Arbeitslust ein. In den Tagebüchern, welche die Fürstin viele Jahre hindurch „für Gott und das Gewissen" führte, und in denen sie rückblickend mit demütiger Aufrichtigkeit ihren Seelenzustand vor ihrer Bekehrung schilderte, sagt sie von sich: „Ich war einst (ach, es ist so lange noch nicht!) genußtrunken. Umgeben von den Besten, die nach meiner Freundschaft sich sehnten, ward jeder meiner Blicke begierig aufgefangen, meinem leisesten Wunsche ward zuvorgekommen. Treue Dienstboten trugen mich auf den Händen; auf Kindern, in meiner Einbildung hoffnungsvoll, ruhten meine Blicke und zeigten mir eine Zukunft noch weit über das Gegenwärtige. Mein Ruhm war groß, meine Achtung ward als eine große

Ehre gesucht von jung und alt, Vornehmen von Talent und Geburt — und ich, im Schoß alles dieses Genusses, flog umher gleich einem Sommervogel und sog den leichten Duft der Morgenröte von allen Blumen. . . . So lebte ich wonnetrunken in Selbstzufriedenheit glückliche Tage hindurch. Meine Wißbegierde befriedigte ich nach Wunsch und mit einer Leichtigkeit, die mich keine Schranken mehr erblicken ließ. Meine Einbildungskraft, gefüllt mit der Blüte griechischer und römischer Tugend, öffnete sich für alles Schöne und sog es mit Enthusiasmus in sich. Ich kannte nun keine Schranken mehr, weder im Genuß noch in den Wissenschaften, und strebte nur beständig lechzend nach mehr. . . . Ich rechnete bald auf eigene Kräfte, da Gott, der mit meiner Unwissenheit vermutlich Mitleid hatte, mir alles, was ich unternahm, so gut gelingen ließ. Dadurch vermehrte sich das Vertrauen auf die eigene Kraft, mein Mut wuchs, wie mein Stolz, mit dem Erfolge. Ehrgeiz gesellte sich bald hinzu, und dieser mit der Liebe zu meinen Kindern verbunden brachte mich zu der Art unerschütterlicher Festigkeit oder Hartnäckigkeit gegen alle Hindernisse, die sich mir auf der immer rauheren Bahn darboten, und die mich dem übertriebensten Beifall und dem gefährlichen Ruhm von Größe, Erhabenheit, Genie u. dgl. von den zu schmeichelhaften Seiten der berühmtesten Menschen — hilflos, da ich ohne Religion war — bloßstellten."

Auch in Briefen an ihre Freunde beklagte die Fürstin in ihren späteren Lebensjahren häufig die traurigen Verwirrungen ihrer Seele; immer wieder beschuldigte sie sich des Hochmuts und der Eitelkeit, des Wohlgefallens an den Lobsprüchen, die man ihrem Geiste, ihrer Willens-

kraft, ihrem Fleiße zollte, und die sie ihrer nunmehrigen Überzeugung nach hätte zurückweisen müssen. „Ich zweifle“, schrieb sie einmal an den Grafen Stolberg, „ob an einer Frau . . ., die, wie ich, so ganz und gar keine außerordentlichen Talente hatte, jemals die Beinamen: Große, Erhabene, Treffliche, Einzige usw. — und von Menschen, deren Gewicht und Ruf in der Welt gemacht waren, ein Weibsköpfchen zu berauschen — mehr verschwendet worden sind als an mir in dieser Epoche meines Lebens, und ob jemals ein Weib en tout sens, besonders aber nach dem Gewichte des Heiligtums gewogen, sie weniger verdiente.“

In demselben Briefe spricht sie aber auch von dem außerordentlichen Werke der Barmherzigkeit Gottes, der sie „aus der um und um dick verkrusteten Dunsthöhle der Eigenliebe zur Selbstkenntnis und hiermit zu sich emporführte wie ein Schäfchen, welches in wilden Wüsteneien unter Wölfen und Füchsen sich mit einemmal von allem Schutz entblößt allein fühlt, und blökend und ängstlich suchend nach vielem Umherlaufen endlich den Hirten und seine Gefährten wiederfindet“.

Zu diesem Werke der Barmherzigkeit Gottes gehörte es, daß Fürstin Amalie, die seit je von zarter Gesundheit gewesen war, öfter und öfter zu kränkeln begann „durch Erschöpfung mißbrauchter Kräfte“, wie sie selbst einsah, ohne sich dadurch zur Vorsicht mahnen zu lassen. Ein quälender Hüftennervenschmerz zwang sie zuweilen zu tagelangem Stilliegen, oder heftiges Kopfweh machte ihr das Studium unmöglich. „Da ich nun immer mehr Zeit bedurfte, um weniger zu tun“, erzählt sie im Tagebuche, „fing ich an, unwillig von meinen Büchern zu

den sonst mir angenehmsten Stunden der Belehrung meiner Kinder zu gehen. Jede neue Wissenschaft, jede Sprache oder jedes Buch, von welchem ich reden hörte, zu welchem Fach es auch gehörte, hinterließ mir nicht wie sonst einen bloßen Trieb, sondern einen wahren hypochondrischen Schmerz, einen nagenden Wurm über meine Kränklichkeit, die sich mir nur immer als Hindernis, meine unbegrenzte Wißbegierde befriedigen zu können, darstellte. Ich geriet darüber in solches Gedränge, daß ich in den Tagen besserer Gesundheit mit Wut studierte, dann bald wieder desto kränker ward, endlich in fortdauernde Hypochondrie verfiel und beinahe keine gesunden Tage mehr kannte."

Zu diesen Kämpfen zwischen Körper und Geist, zwischen Arbeitslust und Arbeitsunfähigkeit, durch die ihr Stolz auf das eigene Können und Wissen ins Wanken geriet, gesellten sich bald erneute Kämpfe der Seele: es kam die Zeit, wo die Fürstin sich endlich entschließen mußte, bei ihren Kindern mit dem bisher immer noch aufgeschobenen Religionsunterrichte zu beginnen. In welcher Weise sollte sie ihn erteilen? Ihre Überzeugung von der Richtigkeit der Hemsterhuisschen Philosophie war bereits so erschüttert, daß sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnte, ihre Kinder in diese Lehre einzuführen. Anderseits aber fehlte ihr, obgleich sie zu jener Zeit schon mit größter Achtung vom Christentum und besonders von der „Gesellschaft der Katholiken" zu sprechen pflegte, noch der wahre Glaube, um ihre Kleinen zu guten Christen zu erziehen. In dieser Verlegenheit entschloß sie sich, einen Ausweg zu wählen: sie wollte den Kindern nur „die genaue Wahrheit" mitteilen,

d. h. ihnen die historisch feststehenden Tatsachen aus der Geschichte des Christentums vortragen, wie sie ihnen bisher die verschiedenen Wissenschaften vorgetragen hatte, mit steter Rücksicht auf ihr Alter und Begriffsvermögen. Dabei wollte sie ihren eigenen Unglauben vor den Kindern sorgfältig verbergen; späterhin sollten sie sich dann selbst frei und unbeeinflußt für oder gegen das Christentum entscheiden. Dieser Entschluß gab ihr für einige Zeit ihre Ruhe und Tatkraft wieder, und mit ernstem Eifer machte sie sich nun an das Studium der Heiligen Schrift, um sich die für den geplanten Religionsunterricht nötigen Kenntnisse anzueignen. Und da erging es ihr denn, wie es unzähligen Menschen vor ihr und nach ihr ergangen ist: das Buch der Bücher übte eine mächtige Wirkung auf sie aus, die Schönheit und Erhabenheit des Gotteswortes ergriff sie mehr als alles, was sie je gelesen hatte, und begierig nahm ihre suchende, sehnsuchtsvolle Seele das Evangelium der Liebe in sich auf, das die empfänglichste Stelle ihres Herzens berührte. Zweifel und Unglaube waren zwar nicht mit einem Schlage zu vernichten, aber mehr und mehr versank das Bild menschlicher Vollkommenheit, das ihr bis dahin vorgeschwebt hatte, in den Hintergrund, und an seine Stelle trat, strahlend in höchster Schönheit und bewunderswürdigster Größe, ein neues Tugendideal: der Heiland in all seiner Milde und Güte, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, in seiner Armut und Demut, seinem Gehorsam gegen Gott den Vater und seiner unbegreiflichen, unerschöpflichen Liebe zu den Menschen.

Um jene Zeit hatte die Fürstin, die wiederholt äußerte, in Träumen erkenne sie ihren Seelen- und Gemüts-

zustand, ihren Charakter, ihre Fähigkeit oft deutlicher als im Wachen, einen seltsamen Traum: Sokrates, der ihr so lange Jahre als Verwirklichung aller Vollkommenheit erschienen war, trat vor sie hin und sprach: „Meine Tochter, so weit konnte ich dich führen, doch weiter nicht. Jetzt bedarfst du eines andern Führers!" — Wer anders konnte dieser Führer sein, so fragte sie sich nach dem Erwachen, als Christus? Und warum sollte sie nicht den Versuch wagen, sich seiner Führung anzuvertrauen? „Zu verlieren hatte ich nichts, zu gewinnen vieles", schreibt sie in ihrem Tagebuch, und so nahm sie sich denn vor, „dem rührenden Rate Christi, daß wir versuchen sollen, seine Lehren treu zu befolgen, um zu erfahren, daß sie göttlich seien"[1], zu gehorchen und so zu handeln, als wenn sie bereits an den Heiland glaubte. Sie fing also an, ihre Grundsätze und Taten mit den Lehren Christi zu vergleichen, und fand dabei gar vieles zu verändern, was sie bisher kaum als Fehler bemerkt hatte. Vor allem mußte sie sich der Tadelsucht, der Neigung zum Bekritteln des Charakters oder der Handlungen anderer anklagen: „So lebhaft ich alles Gute und Schöne empfinde, so und vermutlich noch lebhafter fiel mir jeder Fleck in meinem Nebenmenschen auf. Dieses behielt ich aber nicht allein für mich, sondern ermangelte selten, mein scharfes Auge meinen Freunden mitzuteilen und sie dadurch zur Splitterrichterei zu verführen. Ich nahm mir also gleich vor, meine Bemerkungen nicht mehr ohne Not mitzuteilen." Wie ernst es ihr mit diesem Vorsatz war und wie unermüdlich sie

---

[1] Jo 7, 16 17.

von nun an gegen den entdeckten Fehler ankämpfte, beweisen zahlreiche Stellen in ihrem Tagebuche, in dem sie immer wieder ihr Gewissen daraufhin erforschte, ob sie sich nicht über einen ihrer Nächsten abfällig geäußert habe; jedes böse oder auch nur spöttische Wort, zu welchem sie sich hatte hinreißen lassen, bereitete ihr Gewissensbisse.

Ein Zweites, was die Fürstin an der Lehre des Heilandes besonders ergriff, war die Mahnung, unsere Feinde zu lieben und zu segnen. „Bisher hatte ich mich begnügt, ihnen wohlzutun, wann ich konnte", gestand sie sich; „aber sie desto freier im Herzen zu hassen, ohne mich zu enthalten, diesen Haß meinen Freunden mitzuteilen. Ja ich zweifelte wohl gar an ihrer Liebe, wenn sie ihn nicht heftig genug teilten. ‚Sei sanftmütig von ganzem Herzen gleichwie ich!' Wie fühlte ich bei diesem Grundsatze mein bitteres Aufbrausen gegen Kinder und Freunde, wenn sie der Vollkommenheit nicht entsprachen, die ich in ihnen suchte und mit Gewalt in ihnen finden wollte, ohne ihnen selbst darin voranzugehen."

Die Erkenntnis der eigenen Unwürdigkeit demütigte Fürstin Amalie tief und versetzte sie in eine jener hypochondrischen Stimmungen, an denen sie öfters litt und die ihr die ganze Welt düster und freudenlos erscheinen ließen. Zudem hatte sie in jener Zeit auch äußere Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen durchzumachen, wenigstens läßt die folgende Tagebuchstelle darauf schließen: „Diese Kollision zwischen verjährter Genußgewohnheit, Ideal von Größe und Schönheit und dem neuen, so entgegengesetzten Ideal, das Christus mir aufdrang,

zwischen gewohnten Trieben nach Genuß und dem Streben des oberen Willens nach dem entgegengesetzten, zerrüttete mein Inneres sowohl als meine Gesundheit. Das Kreuz, das Christus mich tragen hieß, zeigte sich bald und um so schwerer, als ich bisher mehr war getragen worden auf Flügeln der Liebe; Schmerz aller Art, Verlassung, Demütigungen, harte Arbeit ohne Ernte, Verachtung, Vergessenheit, Genußlosigkeit und dabei beständige Leiden des Körpers und fühlbare Verminderung meiner eigenen Liebenswürdigkeit in der Schwächung aller meiner Kräfte, Hilflosigkeit im Erziehungsgeschäft, anstatt daß sich vorher mir alles zur Hilfe aufdrang, traten ein."

Im Frühling 1783 verfiel die Fürstin in eine schwere Krankheit, die sie an den Rand des Todes brachte. Der Arzt gab die Hoffnung auf Rettung auf, im Hause und im Freundeskreise herrschten Kummer und Bestürzung, sie selbst glaubte ihr Ende gekommen und ließ ihren letzten Willen niederschreiben, in welchem sie Fürstenberg zum Vormund und Erzieher ihrer Kinder ernannte. „So wie mein Gemahl und der Kinder Vater, der Fürst Demetrius von Gallitzin", heißt es in dem Testamente, „diese Ernennung als eine Sache anerkannt hat, die er nicht nur bewilligte, sondern auch selbst wünschte, und derselbige mir übrigens alle Gewalt, nicht nur in Ansehung der Erziehung, sondern auch der künftigen Bestimmung der Kinder übertragen hat, so übertrage ich hinwiederum meinem Freunde, dem Freiherrn Franz Friedrich von Fürstenberg, diese nämliche Gewalt in eben dem nämlichen Umfange, als sie mir nach jener Überlassung meines Gemahls im Falle eines längeren Lebens würde zugestanden haben." — Daß die Fürstin diesen Entschluß

schon früher reiflich überlegt hatte, geht aus einem Briefe hervor, den eine ihr befreundete Dame aus dem Münsterschen Adel in jenen Tagen an Fürstenberg richtete und der den lebensgefährlichen Zustand der Kranken und die Sorge ihrer Freunde um sie erkennen läßt. Der unterschriftlose, französisch abgefaßte Brief lautet in der Übersetzung: „Ich kenne das Vorhaben unserer teuren Fürstin in Betreff ihrer Kinder, lieber Freund, sie hat mir dasselbe schon vor langer Zeit mitgeteilt; sie können in keine besseren Hände geraten als in die Ihrigen, wenn sie das Unglück haben, ihre vortreffliche Mutter zu verlieren; aber was soll aus Mimi in zwei, drei Jahren werden? Wenn vielleicht unsere teure Freundin sich eine ähnliche Frage stellt, sagen Sie ihr, daß es für mich, wenn sie mir Mimi anvertrauen wolle, ein Trost sein werde, sie in meinem Hause zu haben, sie zu meiner Freundin und Helferin in der Erziehung Sophiens zu machen. Mein Kreis reicht nicht weit, und dies wird noch mehr der Fall sein, wenn meine Tochter meiner bedarf; überdies wird Mimi durchaus nach ihrem Willen und den Vorschriften unserer würdigen Freundin gemäß leben können. Gott wolle uns die Fürstin erhalten, ich kann mir diese Hoffnung noch nicht versagen, er wird sie unsern Wünschen zurückgeben. Kann ich Ihnen in nichts behilflich sein? Vielleicht durch Wachen? Die Hausleute werden ermüdet sein. Oder glauben Sie, daß es der Fürstin nicht angenehm wäre? Ich bin in Verzweiflung, daß ich gestern nicht zu ihr gelassen wurde; ich gehe heute nicht hin, weil Dr Hoffmann es verbietet, aber erweisen Sie mir die Gnade, daß ich sie noch einmal sehe, falls ihr Zustand sich verschlimmert. Ich werde

alle Kraft zusammennehmen, deren ich fähig bin, aber ich bedarf dieses traurigen Trostes!"

Fürstenberg erwies sich während der Sorgentage im Gallitzinschen Hause als wahrer Freund in der Not. Er tröstete und ermutigte die Leidende mit freundlichen Worten, sandte ihrem Gemahl sowie Hemsterhuis regelmäßig Nachrichten über ihr Befinden, beruhigte die fassungslosen Kinder, die bestürzten Dienstboten, ordnete die äußeren Angelegenheiten des Hauses und vergaß über dem allem auch nicht das Seelenheil der Kranken: er bat seinen Beichtvater, zu ihr zu gehen und ihr die Heilsmittel der Kirche anzubieten. Doch die Fürstin erklärte, aus Mangel an Überzeugung davon noch keinen Gebrauch machen zu können; zugleich aber scheint sie, nach einigen Andeutungen ihrer Freunde zu schließen, Fürstenberg die beruhigende Versicherung gegeben zu haben, im Falle ihrer Wiederherstellung sich in den Lehren des Christentums unterweisen zu lassen. Vielleicht sprach sie zu ihm auch, wie sie es später in ihrem Tagebuch tat, von der unvergeßlichen Seligkeit, die sie „am Rande des Todes im alleinigen Gefühl einer gewissen unbeschreiblichen Nähe Gottes" empfand und die mehr als alle ihre bisherigen Erfahrungen dazu beitrug, sie zur gläubigen Christin zu machen.

Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich von Tag zu Tag, bis endlich am 14. März die Krisis und mit ihr die kaum noch für möglich gehaltene Wendung zum Besseren eintrat. „Gott hat mich von den Pforten des leiblichen Todes zurückgeführt, um mich vom geistigen zu befreien", konnte die Fürstin später an ihre Freunde schreiben. Denn sie erkannte mit Deutlichkeit, daß Gott

ihr das schwere Leiden nur geschickt hatte, um ihr durch die Einsamkeit der Krankenstube und die Untätigkeit, zu der sie noch viele Wochen verurteilt blieb, die Einkehr in das eigene Herz zu erleichtern. Alles, was sie bis dahin noch bei der Arbeit an ihrer Seele, bei dem innigen Versenken in die Tiefen des christlichen Glaubens gestört hatte, wurde für einige Zeit von ihr entfernt: zu matt, um sich mit ihren Kindern zu beschäftigen, zu lesen oder Besuche zu empfangen, lag sie stundenlang ganz allein da und fand dadurch mehr Muße als je zuvor, ihr ganzes Leben zu überdenken, ihre Wünsche und Vorsätze zu prüfen. Immer deutlicher zeigte sich ihr der einzig richtige Weg, den sie einzuschlagen hatte, immer heller strahlte Gottes Licht in ihre Seele. In Erinnerung an diese inneren Erlebnisse sprach sie von der Zeit ihrer Krankheit und der langsamen Wiedergenesung fortan nur als von der „ewig glückseligen Epoche“, während welcher ihre seelische Umwandlung sich vollzogen hatte, und zum Andenken daran ließ sie sich nach einem von Hemsterhuis gezeichneten Entwurf ein eigenartiges Petschaft anfertigen: auf einem Hintergrunde von lichtumstrahlten Wolken zeigt sich ein Schmetterling, der soeben die Hülle der Larve sprengt; die Unterschrift Sume Psyche immortalis esto! (etwa: Nimm [ein Beispiel], Seele, du sollst unsterblich sein!) verrät den Gedanken, den die Fürstin mit diesem Bilde ausdrücken wollte: der auffliegende Schmetterling war das Symbol ihrer Seele, die sich von den sie im Aufstieg zum Höchsten hindernden Fesseln des Unglaubens zu befreien strebte. Und doch vergingen noch drei volle Jahre, bevor ihr dies vollständig gelang.

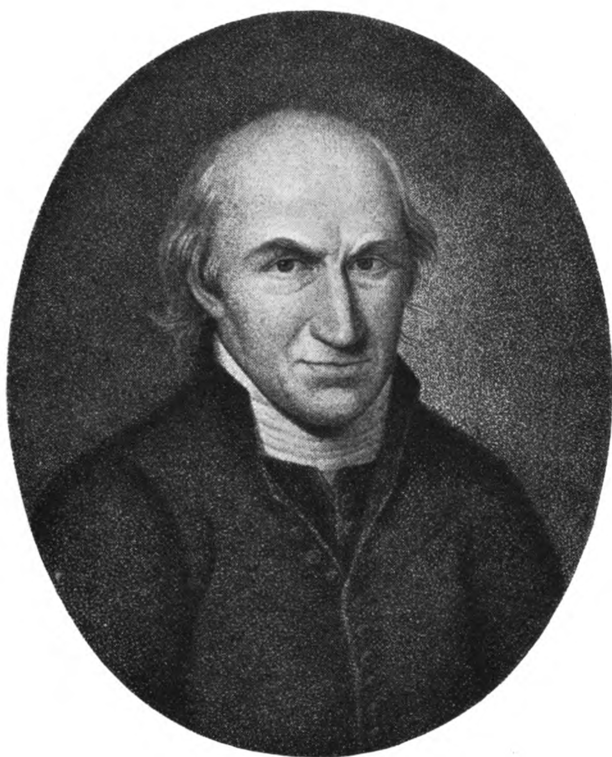
Das Erste, worin die Freunde die Genesene verändert fanden, war eine an ihr ganz ungewohnte Zurückhaltung von wissenschaftlichen Arbeiten. Sie hatte nämlich während ihrer Selbstprüfung mit „wohltätigem Schreck“ erkannt, daß sich nach und nach Ehrgeiz und Stolz auf ihr Wissen und ihren Fleiß in ihr Herz geschlichen hatten. Mit dieser Entdeckung war all ihre Freude an der eigenen Gelehrsamkeit vorbei, und sie nahm sich fest vor, in Zukunft nur so viel zu studieren, als sie für den Unterricht ihrer Kinder studieren mußte. „Es dauerte eine Weile“, gesteht sie, „ehe ich mich dahin brachte, ruhig meine unbenutzten Bücher, meine unvollendeten Schriften liegen zu sehen, ruhig meinen gelehrten Freunden überall zu sagen: das weiß ich nicht, das habe ich nicht gelesen usw. Doch brachte ich es — insonderheit, als das Christentum mir immer dringenderes Bedürfnis ward — endlich dahin und noch weiter, als ich's jemals gehofft hätte. Gelehrsamkeit und Prätension darauf ward mir verhaßt und ‚ich weiß nicht‘ meine liebste Antwort, einige Rückfälle aus alter Gewohnheit ausgenommen.“

Auf das Studium eines einzigen Buches hatte die Fürstin nicht verzichtet: auf das der Bibel, die ihr bald „das liebste der Bücher“ geworden war. Auch mit den Schriften der Kirchenväter machte sie sich bekannt, ebenso wie sie seit ihrer Krankheit die Gewohnheit angenommen hatte, ihren Kindern und Hausgenossen Sonntags eine Predigt vorzulesen. Wenn ihr Gesundheitszustand es erlaubte, wohnte sie der heiligen Messe bei oder besuchte die Christenlehre, und immer öfter erhob sich ihre Seele im Gebete zu Gott, was seit den Tagen ihrer Kindheit nicht mehr der Fall gewesen war. „Ich ward so oft

erhört", versichert sie, „daß ich an der Kraft des Gebetes nicht mehr zweifelte." — So sprengte ihre Seele eine Fessel nach der andern, bis endlich der Tag der Befreiung gekommen war: an ihrem Geburtstage im Jahre 1786 fand die Fürstin die Kraft, ihre Lebensbeichte abzulegen, fühlte sich jedoch noch zu unwürdig zum Empfang der heiligen Kommunion. Ihr Beichtvater aber ermutigte sie mit den Worten, daß Gott mit dem guten Willen zufrieden sei und die Gnade der Andacht und des gläubigen Vertrauens folgen lasse. Die Fürstin gehorchte dieser Weisung und empfing in tiefster Demut den heiligen Leib des Herrn, um gleich darauf alle Verzagtheit und Bangigkeit abzustreifen und sich wie umgewandelt an Körper und Geist zu fühlen. „Meine Kinder und Freunde", lesen wir in ihrem Tagebuch, „fanden mich, ohne den Grund zu wissen, von diesem Tage an so sehr verändert an leiblicher und geistiger Gesundheit, so wohl aussehend, heiter und ruhig, daß ich mich fast mit dem Genusse ihrer Freude zu sehr beschäftigt hätte."

So hatte denn das jahrelange Suchen und im Finstern Umherirren ein Ende; die Seele hatte das Licht gefunden, das ihrer Erdenwanderung die Richtung zeigte. Zwar blieben, wie anders nicht denkbar, auch in Zukunft Stunden des Kampfes und der Friedlosigkeit nicht aus; aber das beglückende Gefühl, ein durch Gnade erlöstes Kind Gottes zu sein und aus der Hand des Herrn Freud' wie Leid dankbar und vertrauensvoll entgegennehmen zu dürfen, verließ die Fürstin bis an das Ende ihrer Tage nicht mehr. „Leidend und duldend in Hoffnung, unter stetem Hinschauen auf das Ideal in Christus,

sich emporringend aus dem Dunkel der Nacht zur Helle des Tages, aus dem Tale der Demut und Aszese hinauf zu den Höhen christlicher Vollkommenheit, sich reinigend und stärkend an den Gnadenquellen der Kirche, nicht mehr im Großen das Gute, sondern, nach des Weisen Lehre, im Guten das Große suchend, daneben in Wort und Tat die Mitmenschen unterstützend, belehrend, erbauend, so", schreibt Galland, „erscheint uns diese starkmütige christliche Frau auf ihrem ferneren Lebensgange."



Bernhard Overberg.
Nach einem Gemälde von Meyboom.



Die Fürstin Gallitzin und Overberg.

Während der ersten Zeit nach ihrer Aussöhnung mit der Kirche war der Fürstin nach ihren eigenen Worten zu Mute wie jemand, der „auf einmal aus einem anhaltenden großen Lärm in große Stille gerät". Alle Sorgen und Wünsche ruhten, sie kannte nur noch das einzige Bestreben: nicht nur dem Namen nach, sondern auch durch jedes ihrer Worte und Werke eine wahre Christin zu sein. Allmählich jedoch beschlich sie die Furcht, daß sie, die doch schon so manche Selbsttäuschung erlebt hatte, vom rechten Wege abermals abirren könnte, wenn sie sich nur auf das eigene Gewissen verließe. „Ich fürchtete jetzt überall nichts mehr als mich selbst", berichtet sie in ihren Aufzeichnungen, „in dieser Not erwachte das Verlangen nach Leitung." Sie sehnte sich nach einem Seelenführer, dem sie volles Vertrauen schenken durfte, der sie durch kluge Ratschläge und liebevolle Zurechtweisung leiten und ihre bange Seele vor dem bösen Feinde behüten sollte. Als der einzige, dem sie dieses Recht mit Freuden übertragen, dem sie von Herzen gern unbedingten Gehorsam gelobt hätte, erschien ihr ein Mann, von dem sie einst bewundernd ausgerufen hatte: „Gott hat ihn zum Magneten unter die Unmündigen und Säuglinge seiner Kirche gesetzt!" Dieser Mann war Bernhard Overberg, dessen Namen das Münster-

land als den seines größten Wohltäters neben Fürstenberg nennt.

Als Sohn eines armen, mit seiner Ware das Land durchziehenden Krämers war Overberg am 1. Mai 1754 im Dorfe Voltlage im Osnabrückschen geboren. Trotz zarter Gesundheit mußte er schon früh mit Hand anlegen im Haushalt der Eltern, zumal er für das Lernen wenig Begabung zu haben schien: acht ABC-Bücher waren schon verbraucht, und noch immer konnte der kleine Bernhard nicht lesen. Und doch war es sein heißer Wunsch, Priester zu werden. Während er die Herde des Vaters hütete, träumte er nur davon, wie er dereinst im heimatlichen Dorfe Pfarrer sein werde, und Tag für Tag bat er Gott voll kindlichen Vertrauens, er möge es doch so einrichten, daß sein Wunsch in Erfüllung gehe. Und siehe da, das Lernen wurde ihm leichter und leichter, und bald machte er so gute Fortschritte, daß die Eltern beschlossen, ihn studieren zu lassen. Unter mancherlei Schwierigkeiten, die nur durch den rastlosen Fleiß des jungen Studenten bewältigt werden konnten, kam dieser Entschluß zur Ausführung, und am 20. Dezember 1779 wurde Overberg zum Priester geweiht. Er erhielt eine Stelle als Kaplan in Everswinkel, die ihn trotz ihrer geringen Besoldung völlig befriedigte, weil sie ihm Gelegenheit gab, sich dem Unterrichte der Jugend zu widmen. Denn selten wohl hat es einen so großen Kinderfreund gegeben wie ihn, und selten hat einer es so gut verstanden, mit den Kleinen umzugehen, sie zu lehren und zu leiten. Im Umgang mit ihnen fühlte er sich als „Bewahrer eines Schatzes, den unser Heiland sich durch sein Blut erwarb, und der tausendmal

köstlicher ist als alle Schätze der Erde zusammen", als „Geleitsmann und Reisegefährte vieler jungen, unerfahrenen und unbesonnenen Pilger zu ihrem Vaterlande, dem himmlischen Jerusalem".

Als Freiherr von Fürstenberg sich nach einem geeigneten Leiter für die von ihm geplante Normalschule umsah, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf Overberg. Er überzeugte sich durch Anhören einer Religionsstunde von der vortrefflichen Unterrichtsmethode des jungen Kaplans und forderte ihn dann auf, sich an die Spitze der neuen Anstalt zu stellen. Overberg folgte der Berufung nur zagend und nach mancherlei Einwendungen; in seiner Bescheidenheit hielt er sich für ganz unfähig, ein so verantwortungsvolles Amt auszufüllen. Doch die Zukunft zeigte, daß Fürstenberg mit dieser Wahl keinen Mißgriff getan hatte: aus Overbergs Bemühungen um das Volksschulwesen erblühte dem Münsterlande reicher Segen. Schon seine Persönlichkeit an und für sich wirkte veredelnd auf seine Schüler wie auf jeden, der mit ihm in nähere Berührung kam. Die liebevolle Hingabe an seinen Beruf, die Milde und Güte seines Herzens, die Zartheit seines Gemütes, kurz, sein ganzes, von tiefster Frömmigkeit durchleuchtetes, schlicht-freundliches Wesen konnte auf niemand ohne Eindruck bleiben.

Fürstin Amalie war durch Fürstenberg auf den edeln Mann aufmerksam gemacht worden; sie hatte die Religionsstunden besucht, die er an Sonntagnachmittagen in der Kirche des sogenannten französischen Klosters armen Kindern erteilte und zu denen sich auch viele Erwachsene einfanden; er war es gewesen, der ihr während ihrer großen Krankheit die Trostmittel der Kirche angeboten

hatte, bei ihm hatte sie schließlich ihre Lebensbeichte abgelegt, und er hatte ihr auch seither als Beichtvater helfend und ratend beigestanden. Als nun der Wunsch nach noch festerer Seelenführung in ihr erwacht war, schrieb sie an Overberg einen ausführlichen Brief (am 10. Januar 1789), worin sie ihm von ihrem Streben, sich nach Maßgabe ihrer Kräfte Gott ganz darzubringen, erzählte, um dann fortzufahren: „Ich kenne aber dieses Maß meiner Kräfte und mich selbst überhaupt zu wenig, um ohne Führer auf diesem Wege richtig und ruhig wandeln zu können, und bin jetzt überzeugt, daß Gehorsam und Unterwerfung meiner Einsicht der einzige Weg der Beruhigung und Heiligung für meinen wankelmütigen, oft so unsichern Geist ist. . . . Ich fühle jetzt, daß ich eines geistlichen Freundes und Vaters, im eigentlichsten Sinne, wie Franz von Sales es meint, bedarf, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, sondern dem ich mein ganzes Herz öffnen, das Gute sowohl als das Böse darin frei zur Beurteilung und Aufsicht aufzuheben geben, von dem ich zu meinem Wandel Verhaltungsbefehle mir holen, und der aus christlichem Eifer, ungeachtet meiner Unliebenswürdigkeit, genug mich lieben könne, um auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern zu tun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu strafen, zu trösten, zu ermahnen, kurz, für meine Seele wie für die seinige zu sorgen. — Diesen Mann voll Salbung und Liebe, der schon lange, indem er mir in seiner Sanftmut und heiligen Einfalt die rührendsten Seiten meines Heilandes lebhaft darstellt, der überhaupt den Bedürfnissen meines Herzens zu entsprechen scheint, habe ich gefunden. Nicht

meinem Gefühl und meiner Neigung allein traute ich in dieser wichtigen Wahl dessen, dem ich meinen Willen abzutreten entschlossen bin; ich habe gebetet, gewartet und wieder gebetet und immer denselben Mann im Grunde meiner Seele wiedergefunden." Es bleibe nur noch die Frage, ob dieser Mann die Sorge für ihre Seele übernehmen wolle, und diese Frage könne nur er, Overberg, beantworten. Seine Entscheidung wolle sie als ein Zeichen des göttlichen Willens aufnehmen. Sie schließt mit den Worten: „Ewig Ihre ehrfurchtsvolle Freundin, und so Gott will, stets gehorsames Kind — Amalie."

Nach reiflicher Überlegung und Beratung mit einem verständigen Freunde erklärte Overberg sich bereit, den Wunsch der Fürstin zu erfüllen, und so wurde denn am 12. Januar 1789 ihr Bund mit dem „Vater", wie sie Overberg fortan nannte, geschlossen, um bis an ihren Tod ungestört fortzubestehen. Overberg zog in das Haus der Fürstin und wurde von ihr und ihren Kindern mit der größten Ehrerbietung behandelt. Sie unternahm nichts Wichtiges, ohne sich zuvor mit ihm zu beraten, und war er anderer Ansicht als sie, so unterwarf sie sich gehorsam seinem Ausspruch. Sie gestand ihm alle ihre Fehler, betete mit ihm und holte sich bei ihm Trost in Leibes- und Seelennöten. Dr Katerkamp, der viele Jahre Zeuge des innigen Freundschaftsbundes sein durfte, vergleicht ihn mit der Seelenfreundschaft zwischen dem hl. Franz von Sales und der hl. Johanna Franziska von Chantal, oder zwischen dem hl. Hieronymus und der hl. Paula. Und die Fürstin selbst sagt in ihrem Tagebuch vom 31. März 1791: „Die Harmonie zwischen

Vater und mir ist jetzt so groß, daß, wenn ich an die große Hilfe, an den Trost und die Erleichterung denke, die mir dadurch zufließen, diese Reflexion jeden aufkeimenden Gedanken von Klagen über die übrigen Beschwernisse, die mich etwa drücken, sogleich zurückweist."

Wenn Overberg erkrankte, so pflegte ihn die selbst so oft leidende Fürstin mit Hingebung und fühlte sich „gar nicht recht", bis er wieder genesen war; als sie einmal beide zugleich krank gewesen waren, schrieb sie während der Rekonvaleszenz an den Grafen Stolberg: „Es ist possierlich, uns beide herumschleichen zu sehen, wie ich mit noch wankenden Füßen und vorwärtsgebeugtem Leibe dem baumlangen Vater, der ganz zur Seite gebeugt seine armen Füße des Schmerzes im Rückgrat wegen kaum nachschleppen kann, zur Stütze diene und wir in diesem Aufzuge einen großen Teil des Tages die Stube auf und ab spazieren, da ihm diese, obschon mühsame Bewegung wohltut."

Durch Overberg wurde die Fürstin, die sich für alles interessierte, was ihn beschäftigte, auch zu tätiger Anteilnahme an seinen und Fürstenbergs Schulreformarbeiten angeregt. Viele seiner pädagogischen und theologischen Schriften entstanden ja während der Zeit seines Aufenthaltes in ihrem Hause, und daß sie an einigen derselben, vor allem an der vortrefflichen „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstift Münster" (1793), mitgearbeitet hat, geht aus folgender Tagebuchstelle hervor: „Zu allen obengenannten Arbeiten liegt fürnehmlich noch die so sehr eilige fürs Schulmeisterbuch auf mir, mit welcher es mir so gehet, daß ich wieder in Ansehung der Weisheit

Gottes meine innere Erziehung betreffend viel lerne: nämlich ein oder zwei Tage bin ich ganz unerwartet so reich an Gedanken darüber, daß ich Bücher voll schreiben könnte und meine größte Mühe in der Auswahl besteht, so daß mir starke Anfechtungen von Selbstwohlgefallen kommen, von denen ich sehnlichst Befreiung wünsche. Sogleich schickt Gott mir wieder einen langen Zwischenraum von solcher Dürre, daß ich im Schweiße meines Angesichts kaum Linien zusammenbuchstabiere und mir innerlich ist, als hätte ich über diesen Gegenstand nie nachgedacht."

Auch auf andere Weise suchte sie den Freunden bei ihren Bestrebungen um die Umgestaltung des Schulwesens beizustehen: sie besuchte häufig die Schulen, hörte eine oder die andere Unterrichtsstunde sowie die öffentlichen Prüfungen mit an, sprach nachher offen aus, was ihr an der Unterrichtsmethode gefallen habe und was ihrer Meinung nach anders gemacht werden müsse, und half bei der Abfassung der einzelnen Grundsätze für die berühmt gewordene Volksschulverordnung vom Jahre 1801. Für Schul- und Erziehungszwecke war ihr kein Opfer an Zeit oder Geld zu schwer. Sie beschenkte die Bauernkinder mit Büchern, unterstützte arme Lehrerfamilien, von denen sie durch Overberg erfuhr, und suchte auch ihren Bekanntenkreis zu ähnlichen Handlungen anzuregen. Man kann getrost behaupten, daß die Münstersche Schulreform in mancher Hinsicht unvollkommen geblieben wäre, wenn die Fürstin nicht mit Rat und Tat an ihrer Durchführung mitgewirkt hätte.

Overberg begleitete die Fürstin auch auf den Reisen, die sie teils ihrer Gesundheit wegen, teils zum Besuche

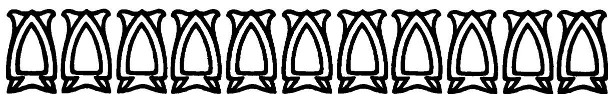
von Freunden unternahm. Überall flößte sein bescheidenes, kindlich-frommes Wesen Liebe und Bewunderung ein. Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, in dessen gastfreiem Hause zu Eutin er mit der Fürstin und deren Kindern im Sommer 1793 einige Zeit weilte, nannte ihn „Väterchen" oder „lieber, teurer Freund" und sprach von ihm als von einem „herrlichen, apostolischen Mann", dessen Antlitz „eines raffaelischen Apostels" wert wäre. Ähnlich schrieb die Gräfin Stolberg in einem Briefe über Overberg: „Er hat ein Apostelgesicht und würde Raffaels Pinsel zum Muster gedient haben, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte." Overbergs Demut, Festigkeit im Glauben und opferfreudige Nächstenliebe erschienen dem gräflichen Paare der Nacheiferung ebenso würdig wie sein Ausharren im Gebet, dem Stolberg eine große, fürbittende Kraft zuschrieb. — Doch nicht die vornehme Welt allein sah in dem edlen Priester einen „Engel des Friedens und der Güte": in noch höherem Grade war er das den Hilfsbedürftigen, den Verachteten und Gedemütigten. Ging er durch eine von armen Leuten bewohnte Straße, so drängten sich die Kinder zutraulich an ihn heran, die Frauen traten herzu, um einen Rat zu erbitten oder für bereits empfangene Wohltaten zu danken, und kehrte er in eines der bescheidenen Häuser ein, so hielten dessen Bewohner das für einen besondern Segen. Häufig begleitete Fürstin Amalie ihn auf seinen Gängen zu Armen und Kranken, und die milde, tröstende Art, in der er mit ihnen umging, erfüllte die Fürstin immer von neuem mit dem Bestreben, es ihm darin gleich zu tun. Overberg seinerseits äußerte oft, daß er sowohl in der Geistesbildung wie in der christlichen Vollkommenheit

durch sie gefördert worden sei, und nannte sie seinen irdischen Schutzengel. Sie sei unter allen lebenden Menschen seinem Herzen am liebsten und am verehrungswürdigsten, heißt es in einem seiner Briefe an den Grafen Stolberg; „Gott erhalte sie! Sie ist wahrlich in unserer Zeit ein Kleinod, aber noch zu wenig gekannt von vielen, denen es nützlich sein könnte, sie zu kennen". Und als die Fürstin gestorben war, schrieb er an die Gräfin Stolberg: „Sie war mir Tochter und Mutter und Schwester und Freundin!"

Im Jahre 1809 wurde Overberg zum Regens des Priesterseminars in Münster, 1816 zum Konsistorial- und Schulrat, 1823 zum Ehrendomherrn ernannt. Würden und Titel nahmen ihm nichts von seiner Demut und seinem Arbeitseifer. Er blieb unermüdlich tätig für das Wohl der ihm anvertrauten Seelen, fuhr fort, Kranken- und Armenbesuche zu machen, zu predigen, zu lehren, und fand neben den Pflichten, die die Seelsorge ihm auferlegte, noch Zeit, die vielen Briefe zu beantworten, die von nah und fern mit Bitten um Rat und Hilfe an ihn gerichtet wurden. Es gab Tage, an denen er vom Morgen bis zum Abend kaum ein ruhiges Viertelstündchen für sich hatte, denn zu all der Arbeit kamen oft noch zeitraubende Besuche; galt es doch z. B. bei den Dorfschullehrern des ganzen Landes für ein Versäumnis, in Münster gewesen zu sein, ohne Overberg gesprochen zu haben. Und keiner von ihnen wurde von seiner Tür gewiesen, keiner konnte darüber klagen, kalt oder ohne Interesse für das, was ihn zur Stadt geführt hatte, empfangen worden zu sein. — Overberg setzte sein arbeitsames Leben auch noch fort, als seine Körperkräfte infolge

seines hohen Alters und eines überaus schmerzhaften Fußleidens zu sinken begannen. Im Herbst 1826 rüstete er sich wie alljährlich zur Abhaltung der Prüfung in der Normalschule, die er nun schon 43 Jahre hindurch geleitet hatte, als ihn nach kurzem Krankenlager ein sanfter Tod ereilte (9. November). Drei Tage darauf wurde seine irdische Hülle unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung zu Grabe getragen. Seine Gebeine ruhen jetzt in der Liebfrauenkirche zu Münster, wo sie am 1. Mai 1904 beigesetzt wurden. Im Hofe des Priesterseminars aber wurde ihm zu Ehren ein Denkmal errichtet, ein Obelisk, geschmückt mit Overbergs Bildnis in Marmor[1], dessen Inschrift „Gottesfurcht ist die beste Schule der Weisheit; Demut führt am sichersten zu Ehre (Spr 15, 33)" die treffendste Erklärung dafür gibt, wie es möglich war, daß der bescheidene, schlichte Mann ein Wohltäter des ganzen Münsterlandes werden und das Reich Gottes durch Wort und Tat fördern konnte.

[1] Dieses Denkmal mußte beim Neubau des Seminars in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entfernt werden; das Marmorrelief befindet sich jetzt über dem Hauptportal des Seminars, auf dem Platze vor demselben aber steht seit 1897 ein neues Monument zum Gedächtnis Overbergs, ein Marmorstandbild auf hohem Sockel.



Die Fürstin Gallitzin als Mutter.

Es ist schon wiederholt betont worden, daß die Fürstin seit jener Zeit, da sie sich vom gesellschaftlichen Leben zurückzog, die Erfüllung ihrer Mutterpflicht im weitesten Sinne als ihre Lebensaufgabe ansah, nach der sich ihre Beschäftigungen, ihre Tageseinteilung, ihr Verkehr, kurz ihr ganzes Tun und Lassen zu richten hatten. Durch die eigene freudenlose Kindheit gewarnt, war sie früh zu der Überzeugung gekommen, daß sowohl für das Glück als für die Charakterentwicklung des Kindes nichts notwendiger und zuträglicher sei als die Erziehung durch eine liebende, sorgsame Mutter und der herzlich vertrauensvolle Umgang mit ihr. Daher lebte sie soviel als möglich mit ihren Kleinen. Ihr Sohn erzählte noch als Mann, wie die Mutter in Nithuis sich den ganzen Tag mit ihm und seiner Schwester beschäftigt hatte, wie sie ihn abends in das Schlafzimmer führte und darauf sah, daß er, der bisher von Bonne und Wärterin bedient worden war, sich allein entkleidete und zu Bette legte. Dann löschte sie das Licht und ging hinaus. Das Prinzlein aber, gewöhnt, in einem erleuchteten Zimmer zu schlafen und von der Bonne bewacht zu werden, erhob ein Klagegeschrei, das von der Mutter zuerst mit ernstem Zureden, dann aber, wenn das Reden nicht half, mit der Birkenrute sehr energisch bekämpft wurde.

Schon früh begann die Fürstin mit dem Unterricht der Kinder, den sie viele Jahre hindurch ganz allein erteilte; erst später überließ sie, dem Rate ihrer Freunde folgend, einzelne Fächer erfahrenen Lehrern. So gab seit dem Jahre 1784 Kistemaker, Lehrer am Gymnasium zu Münster, den Kindern griechischen und lateinischen Unterricht, während Professor Sprickmann ihnen deutsche Geschichte vortrug. Bei der Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden wurden sie von einem Hauslehrer, einem jungen Geistlichen, beaufsichtigt, der mit ihnen von Zeit zu Zeit auch Repetitionen aus den einzelnen Fächern vornehmen mußte. Den Religionsunterricht, den sie mit Recht für eines der wichtigsten und wirksamsten Erziehungsmittel hielt, trat sie an niemand ab; sie erteilte ihn mit hingebendem Eifer und nach jedesmaliger sorgfältiger Vorbereitung, ließ die Kinder aber einigemal im Jahre von Theologieprofessoren prüfen. Auch außer der Religionsstunde las sie den Kindern öfters aus der Heiligen Schrift vor und besprach mit ihnen das Gelesene in einer Weise, die sie lehren sollte, die Vorschriften Christi im alltäglichen Leben zu befolgen. Am 15. Dezember 1787 z. B. schrieb sie in ihr Tagebuch: „Gegen 5 zu den Kindern. Erst las ich ihnen in der Bibel vor, das 9. Kap. Matth. bei dem V. 15, 16 und 17, wo Jesus den Jüngern Johannes' auf die Frage, warum seine Jünger nicht fasten, da doch die Pharisäer so viel fasten, antwortet (V. 15): ‚Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, alsdann werden sie fasten!' und gleich darauf (V. 16 u. 17) die Gleichnisse von neuen Lappen

aufs alte Kleid und vom neuen Wein in die alten Schläuche folgen läßt. Da machte ich [Bemerkungen] wegen der gestrigen Unterredung mit Mitri und auch wegen Mimis falscher Art, ihr Gewissen oft zu verkleistern, indem sie ihre Schoßsünden, wie Stolz, Trägheit des Geistes, Zorn u. dgl., durch einen Abbruch am Essen straft, anstatt ihr Inneres selbst zu reinigen und den Teil zu bestrafen, der da sündigte.... Fasten, wenn man stolz ist, anstatt sein Herz zu demütigen, Almosen geben, wenn man lügt oder trügt, anstatt zur Wahrheit zurückzukehren u. dgl., das heißt mit einem neuen Lappen ein altes Kleid flicken und den Riß größer machen, indem man außer der Sünde auch noch sein Gewissen dadurch fälschlich beruhigt und übertüncht. Das alles leuchtete den Kindern ein, so daß Mitri den nächstfolgenden Sonntag den Spruch vom neuen Lappen usw. sich [zum Wahlspruch] wählte.... Ehe er zu Bett ging, sprachen wir noch viel über das Gelesene."

Nach dem Unterricht in der Religion legte die Fürstin das größte Gewicht auf den in der Psychologie oder Seelenkunde, die ihr als diejenige Wissenschaft galt, die den Menschen zur Selbstbeobachtung erziehe und ihn über die entferntesten Ursachen und wahrhaften Quellen seiner Irrtümer aufkläre. In welcher Weise sie die Kinder in dieses schwierige Gebiet einzuführen und ihr Interesse rege zu erhalten verstand, wird aus einem ihrer Briefe an Hemsterhuis klar. Nachdem sie darin ihre Überzeugung ausgesprochen, daß es für Erwachsene wie für Kinder von Wichtigkeit sei, die Beweggründe der eigenen Handlungen zu erforschen, fährt sie fort: „Es scheint mir, daß man, um das Kind allmählich dahin

zu führen, in möglichst früher Jugend beginnen muß, ihm Bewußtsein zu geben, nicht dulden, daß es ins Blaue spricht und handelt, ohne sich dessen bewußt zu sein, was es augenblicklich sagt und tut; bei etwas vorgeschrittenerem Alter muß man es hauptsächlich mit andern Gegenständen der Psychologie beschäftigen, aber nicht als mit einer trockenen Wissenschaft, die uns registermäßig und dogmatisch die Geschichte unseres Seelenvermögens lehrt, wie dieses in allen Büchern geschieht, die mir bis jetzt bekannt sind; denn die erste Überzeugung des Kindes, wenn es diese Wissenschaft lieb gewinnen soll, muß darin bestehen, daß die Psychologie die Wissenschaft der Glückseligkeit sei. . . . Die Form, welche ich wählte, um diesen Gedanken jedem verständlich zu machen und um die Annehmlichkeiten zu zeigen, welche ich hineinzulegen im stande bin, ist ein Dialog, in dem die beiden redenden Personen zwei Brüder sind. Der ältere, Herr eines großen Gutes, wurde als Erbe erzogen und blieb, weil er seine Seelenkräfte stets schlummern ließ, untätig. Seine natürlichen Veranlagungen und sein Herz sind sehr gut. Sein jüngerer Bruder, ohne Vermögen und als Mensch erzogen, der eines Tages durch eigenes Verdienst emporkommen muß, ist ganz Tätigkeit. Das Glück, das er genießt und das in einer ununterbrochenen, für ihn wie für seine Nebenmenschen nützlichen Beschäftigung besteht, erregt zuletzt das Verlangen des andern, der infolge von Langeweile immer unglücklich ist, und in einer solchen Situation beginnen sie ihre Gespräche. Gegenwärtig bin ich an dem zweiten. Diese Gespräche haben großen Erfolg bei meinen Kindern und einigen andern jungen Leuten, was mir die Fortsetzung dieses

Werkes, obschon es mich sehr ermüdet, doch äußerst interessant macht, so daß ich jeden frei bleibenden Augenblick benutze, um daran zu arbeiten. . . . Herr von Fürstenberg wird Ihnen sagen, daß dieses Werk für meine Kinder durchaus notwendig ist, da kein anderes existiert, welches dessen Stelle einnehmen könnte."

Nach dem Vortrage, den die Fürstin frei oder nach der eigenen schriftlichen Ausarbeitung hielt, mußten die Kinder das Gehörte niederschreiben, ihre Ansicht darüber aussprechen und sich etwa Nichtverstandenes nochmals erklären lassen; besonders auf das letztere sah die Fürstin mit großer Strenge, und Mitri, der aus Bequemlichkeit zuweilen das Fragen unterließ und versicherte, alles begriffen zu haben, zog sich manche Strafe und manche Rüge für diese „Heuchelei" zu. Auch außer den Unterrichtsstunden, z. B. auf Spaziergängen oder während der Mahlzeiten, wurden Gespräche über psychologische Fragen geführt, die später zu Papier gebracht und nochmals erörtert werden mußten. Ebenso wurden die Kinder dazu angehalten, ein „moralisches Tagebuch" zu führen, in welchem sie nach gewissenhafter Selbstprüfung ihre Fehler und Untugenden verzeichneten, die Gründe untersuchten, die sie zu dieser oder jener Handlung veranlaßt hatten, sich über die guten oder bösen Folgen dieser Handlungen klar zu werden strebten, ihre Besserungsvorsätze niederschrieben u. dgl. Diese Tagebücher ermöglichten den Kindern vor der Beichte eine genaue Gewissenserforschung, die ebenfalls schriftlich gemacht werden mußte und zuweilen auf Bitten der Kinder von der Mutter überprüft wurde.

Da die fürstlichen Kinder aller menschlichen Voraussicht nach dereinst hohe und einflußreiche Lebensstellungen einzunehmen hatten, mußten sie nicht nur wissenschaftliche, sondern auch gesellschaftliche Bildung erhalten, die die Mutter ihnen durch Sprachunterricht, Lektüre und den Umgang mit zwar wenigen, aber sorgfältig ausgewählten Altersgenossen aus vornehmen Familien zu verschaffen suchte. Besonders gern sah sie die herzliche Freundschaft ihres Sohnes mit den jungen Freiherren von Droste-Vischering, den Söhnen des Erbdrosten Klemens August, der mit seiner Familie abwechselnd in Münster oder auf dem nahen Gute Darfeld wohnte. Die Droste-Vischerings gehörten zu den wenigen Familien des Münsterschen Adels, zu welchen die Fürstin in Verkehr getreten war, und als die jungen Freiherren — Adolf, Kaspar Max (späterer Weihbischof von Münster), Franz und Klemens August (nachmaliger Erzbischof von Köln) — in Begleitung ihres bisherigen Hauslehrers Dr Katerkamp ganz nach Münster übersiedelten, um die Universität zu besuchen, waren sie häufige und stets gern gesehene Gäste im Gallitzinschen Hause. Die Fürstin schloß die begabten, gutgearteten Jünglinge so in ihr Herz, daß sie dieselben ihre „Quasi-Söhne" nannte; die jungen Freiherren ihrerseits sprachen von ihr nur als von ihrer guten und lieben „Mutter Amalie" und blieben auch in ihren reiferen Jahren stets ihre treu ergebenen Freunde. Oft äußerte die Fürstin, wie sehr sie bedaure, ihren Kindern nicht von Anfang an eine auf religiöser Grundlage aufgebaute Erziehung gegeben zu haben, wie die „Erbdrostenkinder" sie im Elternhause genossen hatten, und sie richtete wiederholt an die beiden ältesten der



Klemens August Droste zu Vischering.

Nach einem Gemälde von F. Ittenbach; Stich von C. Müller.

Brüder die Bitte, ihren Einfluß auf Mitri zu benutzen, damit er ebenso entschlossen wie sie den Weg des Guten wandeln lerne. „Eines der Mittel, deren sich wahre Freundschaft zu diesem Zwecke zu bedienen pflegt", schrieb sie gelegentlich an Adolf von Droste-Vischering, „ist ... sich gegenseitig Fehler sagen, die man aneinander bemerkt, sich gegenseitig Fehler gestehen, die man an sich selbst bemerkt." Prinz Mitri und die jungen Freiherren befolgten denn auch diesen Rat der Mutter, wie aus den Briefen hervorgeht, die sie miteinander wechselten und in denen ein für ihr Alter ungewöhnlicher Ernst zu Tage tritt.

Außer den jungen Droste-Vischerings gehörten zu den „Pflegekindern" der Fürstin Georg Jacobi, ein Sohn des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, und Amalie von Schmettau, Tochter eines früh verstorbenen Bruders und Patenkind der Fürstin. Der junge Jacobi war von seinem Vater der Fürstin im Jahre 1782 anvertraut worden, um mit Mimi und Mitri gemeinsam unterrichtet und erzogen zu werden, blieb jedoch nicht lange in ihrem Hause, da ihr seine Charakteranlagen nicht zusagten, während anderseits Jacobi mit ihrem Erziehungssystem nicht ganz einverstanden war. Amalie von Schmettau, die bedeutend jünger war als die Gallitzinschen Kinder, war schon als kleines Mädchen ins Haus der Taufpatin gekommen und bald deren Liebling geworden, obgleich sie ihr durch große Lebhaftigkeit und den Hang zur Unwahrheit manche Sorge und Mühe bereitete. Die Fürstin spricht in ihren Tagebüchern nur selten von dem Pflegetöchterchen, wo dies aber der Fall ist, da geschieht es mit Worten innigster Liebe und Zärtlichkeit. Am

1. Februar 1786 findet sich das folgende drollige Gespräch verzeichnet:

„Amalie. Zu Pforten hatte ich auch eine Mama und einen Papa.

Ich. Wen hattest du lieber, Papa oder Mama?

A. Mama.

Ich. Und wen hatte Mama lieber, dich oder Leopoldchen?

A. Leopoldchen.

Ich. Warum denn?

A. I, daß er artig war.

Ich. Warst du denn nicht artig?

A. Nein.

Ich. Was tatest du denn?

A. I, ich weinte und lügte.

Ich. Und wen hattest du denn lieber, den Papa oder den Berlinschen Onkel?

A. Den Berlinschen Onkel.

Ich. Warum denn?

A. I, daß er mir Fleisch gab.

Ich. Kindchen, warum küssest du mich nun so herzlich?

A. Daß du mir die Bretzel geben sollst.

Ich. Wenn ich nun aber glaube, daß sie dir nicht gesund ist, und geb' sie dir nicht, küssest du mich dann noch?

A. Nein; aber lieb hab' ich Mütterchen doch, weil Mütterchen mich lieb hat."

„Und wer dabei das Unbefangene, Unbekümmerte des Blickes, der Mienen und des ganzen Wesens ausdrücken könnte!" ruft die Fürstin zum Schluß aus, „und wie

ich dann hange am Blicke des Engels! Ach Gott, wie über alles ist nicht Einfalt, Unschuld und Unbefangenheit, wie seligmachend schon im bloßen Bilde, wie mehr in ihrem Wesen! O Vater, wie innig ich dir danke, daß du dieses Bild zur Labung meines nach dem Wesen selbst schmachtenden Herzens mir schenktest, um durch dasselbe mir es alle Augenblicke anschaulich, fühlbar zu machen, wie wahr es ist, daß nicht eingehen kann in die Seligkeit, wer nicht ist wie dieser Kinder eines; aber wer würde sich sehnen in dein Himmelreich, wenn hienieden kindliche Einfalt und Unbefangenheit der allgemeine Sinn der Menschen wäre?" — Ein andermal berichtet die Fürstin von „zwei recht seligen Stunden", die sie mit der Kleinen „in der Deele" (Diele, Tenne) verbracht habe; sie erzählt, wie artig Amalie gespielt, wie drollig sie zu den Kühen gesprochen, was für lustiges Zeug sie getrieben habe; die naive Grazie, die kindliche, mit Unschuld und Liebe verknüpfte Feinheit, die all ihr Tun und Lassen begleite, sei mit Worten gar nicht zu beschreiben.

Amalie von Schmettau blieb bis zum Tode ihrer geliebten Pflegemutter in deren Hause und pflegte sie abwechselnd mit Mimi in allen schweren Leidenszeiten; später entsagte sie dem Weltleben und beendete ihre Tage im Kloster der Salesianerinnen in Wien.

Der Liebreiz, der die Fürstin an der Nichte so entzückte, war ihrer eigenen Tochter versagt. Sie klagt oft über Mimis ungraziöse Bewegungen, ihren schwerfälligen Gang, und versucht alles mögliche, um ihr Gewandtheit und Leichtigkeit beizubringen. Prinzessin Mimi mußte von klein auf an allen körperlichen Übungen des Bruders

teilnehmen: unter Aufsicht eines Fechtmeisters oder des Hauslehrers mußten beide Kinder täglich reiten, schwimmen, turnen, fechten, wettlaufen, tanzen usw. Die Fürstin selbst machte, wenn ihr Gesundheitszustand sie nicht daran hinderte, eine oder die andere dieser Übungen mit, um mit gutem Beispiel voranzugehen; besonders häufig begleitete sie die Kinder auf die Jagd, die sie für einen gesunden, Hand und Blick festigenden Sport erklärte, oder auf größere, oft recht beschwerliche Fußtouren, durch welche sie an das Ertragen von Strapazen gewöhnt werden sollten. Um ihnen gesellschaftliche Sicherheit zu verschaffen, wurden zuweilen in der geräumigen Diele des Angelmodder Landhauses Kinderbälle veranstaltet, zu denen alle braven Knaben und Mädchen der Nachbarschaft geladen wurden und sich sogar die gelehrten Freunde der Fürstin als Zuschauer einzufinden pflegten, während sie selbst zum großen Jubel der jungen Gäste sich unter die Tanzenden mischte. Damit bei diesen kleinen Festen das Harmlose, Kindliche gewahrt bleibe, wurde auf größte Einfachheit in der Kleidung gesehen; ja Prinz Mitri bezeichnete der Mutter einmal einige der kleinen Tänzerinnen als zu „geputzt“ und bat, sie das nächste Mal doch lieber gar nicht mehr einzuladen. Bei seiner Schwester regten sich zwar hie und da Eitelkeit und Gefallsucht, wurden aber von der streng achtgebenden Mutter sofort unterdrückt. Das bescheidene Äußere und natürliche Benehmen der fürstlichen Kinder fiel besonders Fremden sehr auf. So erzählt der Pädagoge Niemeyer in Halle, der sie während einer Reise kennen lernte, welche die Fürstin im Jahre 1785 mit ihnen unternommen hatte: „Ihr Sohn und ihre Tochter trugen

höchst einfache Gewänder, das Haar schlicht, die Füße unbekleidet, das Gesicht von der Luft und Sonne gebräunt, das Auge offen und hell, das Gespräch verständig, ohne Affektion. . . . So sicher die Kinder mathematische Aufgaben gelöst hatten“ (im Pädagogium zu Halle, in welchem sie mit der Mutter einer Schulstunde beigewohnt hatten), „ebenso sicher sah man sie den Saalestrom beherrschen. Wir gingen an das Ufer. . . . Auf den Wink der Mutter warfen sie, die Prinzessin wie der Prinz, das leichte Oberkleid von sich, klimmten mit Leichtigkeit an den Balken einer Zugbrücke hinan, stürzten sich von der Höhe in die Flut und schwammen den Fluß, wie einheimisch in diesem Elemente, hinauf und hinab.“ — Wizenmann, ein junger protestantischer Theologe, der im Sommer desselben Jahres einige Tage in Münster weilte und an die Fürstin empfohlen war, schrieb einem Freunde über die fürstlichen Kinder: „Diese verrichten die schwersten Leibesübungen mit der größten Leichtigkeit: der Prinz klimmt auf einen haushohen, ganz abgeschälten Baum und schlägt, wenn er oben ist, die Füße und Hände wechselweise zusammen; die Prinzessin sowohl als er springen über 4—4½ Fuß hohe Stangen, gehen auf dem Seile, reiten und setzen über erhöhte Stäbe, springen in allen möglichen Wendungen auf ein hölzernes Pferd, fechten, tanzen, jagen, schwimmen, gehen barfuß und in einem leinenen Kleide, Winters wie Sommers, und sehen dabei aus wie das Leben selbst. Sie sind ungewöhnlich freimütig, ohne Affektation und Fürstengeblütswahn.“

Trotz der halb knabenhaften Erziehung, die Mimi als Spiel- und Arbeitsgenossin des Bruders erhielt, hatte

sie nichts Unweibliches in ihrem Wesen. Goethe, von dessen Besuch im Gallitzinschen Hause später noch die Rede sein wird, fand sie verständig, liebenswert, haushälterisch, dem halb klösterlichen Leben sich fügend und widmend, und die Gräfin Sophie Stolberg sagt von ihr in einem Briefe aus dem Jahre 1791: „(Sie) hat die Blüte der Gesundheit und der Jugend, sie scheint sich durch nichts auszuzeichnen, ist aber gut, natürlich und weiblich; das letztere bemerke ich, weil ich sie mir sehr männlich vorstellte, da sie schwimmen und fechten lernte.“

Zur Zeit der religiösen Umkehr der Fürstin waren ihre Kinder 16—17 Jahre alt, hatten also bereits das Alter überschritten, in welchem andere Kinder die heilige Erstkommunion empfangen dürfen. Die Mutter selbst bereitete sie jetzt mit großer Andacht auf die bedeutsame Feier vor, die am 3. Juni 1787 in der bescheidenen Dorfkirche zu Angelmodde stattfand. Auf die heilige Firmung ließ die Fürstin beide Kinder noch mehrere Jahre warten, um inzwischen an ihren Seelen nachholen zu können, was während der ersten religionslosen Erziehung versäumt worden war; sie wollte es verhüten, daß Mimi und Mitri dieses heilige Sakrament mit solcher Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit empfingen, wie sie selbst es einst empfangen hatte. Erst im Jahre 1792, am Dreifaltigkeitssonntag, wurden die Geschwister in Rheine gefirmt, und die Mutter hatte die Freude, an den „Neugebornen“, wie sie sie nannte, eine große Ergriffenheit und Andacht zu bemerken. Auch auf die übrigen Anwesenden machte die Feier einen tiefen Eindruck. Der 19jährige Klemens von Droste-Vischering

flüsterte seinem Freunde Mitri ins Ohr: „Ich hoffe, du wirst behalten, was du erhalten hast!" Und an seine älteren Brüder, die damals auf Reisen waren, schrieb Klemens: „Es hat mich sehr bewegt und tut es noch, wenn ich denke: Siehe, da ist dein liebster Freund, voll des Heiligen Geistes, der alle Wahrheit lehrt, der tröstet, der stärkt, den Jesus gesendet hat! O wie müssen die Engel im Himmel sich gefreut haben! Nun, der Gott, der Mitri und Mimi den Heiligen Geist gab, gab ihn uns allen und läßt ihn hoffentlich uns allen, auf daß wir ihn und den er gesendet hat erkennen."

So konnte denn die Erziehung der fürstlichen Kinder als beendet angesehen werden, eine Erziehung, die, weil sie allem damals Üblichen und Allgemeingültigen entgegengesetzt war, viel Widerspruch erregt hat und sowohl von der Mit- als von der Nachwelt oft getadelt worden ist. Doch außer der Liebe zu ihren Kindern, die aus jeder ihrer Handlungen, ja fast aus jeder Zeile in ihren Tagebüchern spricht, und außer der Überzeugung, in Bezug auf sie nach bestem Wissen und Gewissen vorgegangen zu sein, hat die Fürstin für etwaige Mißgriffe eine schwerwiegende Entschuldigung: sie hatte sich ja selbst erst erziehen und bilden müssen. Ist es da zu verwundern, daß das Erziehungssystem, das sie sich schließlich zurecht gelegt hatte, in mancher Hinsicht fehlerhaft war? So wurden die Kinder z. B., besonders vor der religiösen Umkehr der Mutter, mit philosophischen Lehren förmlich überfüttert; später verlangte die Fürstin von ihnen eine Tugendhaftigkeit, die der Vollkommenheit gleichkommen sollte, nach der sie selbst strebte. Ihre durch Kränklichkeit überreizte

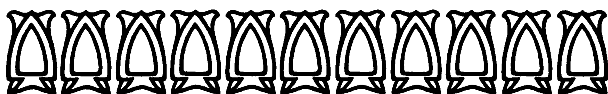
Gewissenhaftigkeit, die ihr das Verständnis für kindliche Eigenart erschwerte, ließ sie in dem kleinsten Vergehen, in der unbedeutendsten Ungezogenheit eine „Bösartigkeit" oder gar ein „Laster" sehen, über das sie sich über die Maßen grämte. Durch die beständige Beaufsichtigung, das häufige Ermahnt- und Gestraftwerden befanden Mimi und Mitri sich in einem fortwährenden Zwange, der ihnen nur durch das Bewußtsein, daß die Mutter es gut mit ihnen meine, erträglich gemacht wurde. Denn das, worauf Fürstin Amalie fast seit der Geburt der Kinder hingearbeitet hatte, war erreicht: beide hatten ein unbegrenztes Vertrauen zu ihrer Mutter. Die Tagebücher der Fürstin verzeichnen außer mancher Klage, die ihre nie ruhende Sorge um das Seelenheil ihrer Lieblinge ihr entlockte, manch „innige" oder „beseligende" Stunde, die sie in vertraulichem Gespräche mit ihnen verbracht, manchen Ausspruch der Zärtlichkeit, der treuen Anhänglichkeit, der die Behauptung widerlegt, die strenge Erziehung habe in den jungen Herzen die Kindesliebe ertöten müssen. „Wir wurden wieder froh und innig", berichtet die Fürstin z. B. einmal, nachdem sie die Ermahnung niedergeschrieben, die sie ihrem Sohne wegen einer Unart erteilt hatte; „nach Tisch spazierten wir, ich las, nachdem ich die Kinder überhört hatte, einige Fabeln aus dem Lafontaine; sie zeichneten bis 5 Uhr, aber es ward nicht viel daraus, indem unsere Herzen alle drei so offen waren, daß wir immerwährend und sehr interessante Dinge miteinander sprachen. Ich sagte ihnen unter anderem, daß, wenn sie einst dem Mammon dienten, nicht gute, brave, christliche Menschen wären, so sollten sie von mir nichts

mehr hören oder sehen, ich würde mich alsdann in die tiefste Einsamkeit begeben. Mimi sagte, nein, das wäre nicht möglich, sie würde nirgends Ruhe finden (das hoffe ich wirklich zu Gott). Beide sagten, sie wollten mit mir leben; Mitri, er wolle nie eine Frau nehmen, es sei denn, sie bliebe bei mir. Mimi sagte dasselbe auf eine andere Art, sie wolle gar nicht heiraten, oder sei es auch, so könne es nur unter dem Beding geschehen, daß sie von mir nie getrennt würde; so unter herzerquickenden Unterredungen verging die Zeichenstunde."

Während der häufigen Krankheiten der Fürstin, die ihr gewöhnlich tiefe Schwermut oder unnatürliche Erregtheit verursachten, zeigten die Kinder stets rührende Besorgnis um die Mutter, und jede Besserung wurde mit Jubel begrüßt. „Ich eile, Dir frohe Nachricht mitzuteilen", schrieb Mitri einmal an Adolf von Droste-Vischering, als er ihm einen Brief von der auf Reisen befindlichen Fürstin schickte, in welchem sie die Wiederherstellung ihrer Gesundheit meldete; „genug für uns alle, um uns zu freuen. Lies doch diesen Brief allen vor, allen im Hause, die nur im geringsten für Mamas Wohlsein Teilnahme haben, von Deiner Frau Mutter angefangen, und bitte alle, unserem gemeinsamen Herrn für diese Wohltat zu danken und um fernere Erhaltung ihrer Gesundheit oder vielmehr um Fortgang ihrer Besserung zu flehen."

Das volle Verständnis freilich für das, was die Mutter ihnen gewesen, kam Mimi und Mitri erst, als sie längst keine Kinder mehr waren und als manches Große und Schöne, zu dem der Keim in ihre Herzen

in früher Jugend gelegt worden war, sich zur Blüte entfaltet hatte. Und zwar war es in erster Linie der Sohn, der durch sein ganzes späteres Leben den Beweis lieferte, daß die Erziehungsmethode der Fürstin doch nicht gar so verfehlt gewesen sein konnte, wie ihre Gegner behaupteten.



Dimitrij von Gallitzin.

Prinz Mitri war von klein auf das Sorgenkind seiner Mutter. Er schien so gar nicht die Hoffnungen erfüllen zu wollen, die sie auf ihn setzte. Sie hätte ihn gern mutig, energisch, frei und offen auftreten gesehen; er aber zeigte sich ängstlich, scheu, weichmütig, ein wenig träge und unentschlossen, jedem fremden Einfluß leicht nachgebend. Die körperlichen Abhärtungen, die sie zur Stärkung der Gesundheit und Festigung des Charakters nötig fand, waren ihm überaus lästig, und wenn es sich nur irgend machen ließ, ging er ihnen aus dem Wege. Da dies nur heimlich geschehen konnte, nahm er zuweilen seine Zuflucht zu kleinen Unaufrichtigkeiten, die von der Mutter als „Heuchelei" bezeichnet und streng bestraft wurden — war ihr selbst Wahrhaftigkeit doch neben der Nächstenliebe seit je eine der erstrebenswürdigsten Tugenden. „Gott lege Aufrichtigkeit in Dein Herz", schrieb sie ihm am Vorabend seines achtzehnten Geburtstages, „welches Du so verdreht hast, daß es seit einiger Zeit weder ein gesundes Wahrheitsgefühl in sich zu fassen noch eine reine, wahre Äußerung von sich zu geben fähig zu sein scheint." Aber auch das offene Geständnis eines Vergehens oder eines Irrtums befriedigte sie nicht immer: „Du hast mir wohl die Wahrheit gestanden", heißt es in einem späteren Briefe, „aber wenn Deine Besserung nicht im Tun, sondern wieder nur unter dem

Namen der Aufrichtigkeit bloß darin besteht, daß du mir die Wahrheit sagst, so wird die zweite Heuchelei größer als die erste; Du wirst fortfahren, schlecht zu sein, und Dein Gewissen damit verkleistern, daß Du es gestehst. Mitri, ich zittere für Dich und finde keine Ruhe als in Hoffnung und Gebet!" Wieder in einem andern Geburtstagsbriefe bittet sie ihn, sich doch endlich von der „sklavischen, weichlichen, trägen Untätigkeit" frei zu machen und den festen Vorsatz zur Besserung zu fassen.

Daß der Knabe nicht so schlecht war, wie man aus diesen Briefproben schließen könnte, beweisen andere Aussprüche der Fürstin selbst, die in ihrem Tagebuch sehr oft zugibt, gegen ihn ungerecht gewesen zu sein, ihn zu streng oder mit zu großer Heftigkeit behandelt zu haben, und seine Gutmütigkeit und Verträglichkeit lobt.

Je näher die Zeit kam, daß Dimitrij eine seinem Range gebührende Stellung in der Welt einnehmen sollte, um so mehr wuchs die Sorge der Mutter um ihn. Sie fand ihn noch so unreif fürs Leben, daß sie gar nicht daran denken mochte, ihn von sich zu lassen. Und doch mußte das sein. Als Sohn eines hohen Staatsbeamten war er schon als kleiner Knabe zum Fähnrich des St Petersburger Leibgarderegiments ernannt worden und hatte die Verpflichtung, sich, sobald er das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, bei seinem Regiment zu stellen. Die Fürstin zitterte bei dem Gedanken, daß der erste Schritt in die Welt den ihrer Überzeugung nach willensschwachen, wankelmütigen Jüngling in das leichtfertige Treiben führen sollte, welches zu Zeiten der Zarin Katharina am russischen Hofe herrschte. Sie erbat daher von ihrem Gemahl die Erlaubnis, daß der Prinz zuerst unter

Aufsicht eines erfahrenen Mannes als Freiwilliger bei einer andern Macht in Kriegsdienst treten dürfe; doch der Ausführung dieses Planes stellten sich allerhand Schwierigkeiten entgegen. Nun beschloß sie, Dimitrij auf einige Zeit in verläßlicher Begleitung auf Reisen zu schicken. Es traf sich günstig, daß gerade damals ein junger Priester namens Brosius, der im Drosteschen Hause Lehrer gewesen war, den Entschluß gefaßt hatte, als Missionär nach Amerika zu gehen. Die Fürstin kam mit ihrem Gemahl überein, ihren Sohn diesem ihr als fromm und gebildet bekannten Geistlichen anzuvertrauen: Dimitrij sollte etwa zwei Jahre in Amerika umherreisen, und zwar unter dem Namen Schmidt oder Smith, um durch seine vornehme gesellschaftliche Stellung nicht im genauen Kennenlernen von Land und Leuten gestört zu werden. So verließ der 22jährige Prinz denn im August 1792 Europa, nicht ahnend, daß er die Heimat nie mehr wiedersehen sollte. Der Abschied von der Mutter, die ihn bis Rotterdam begleitet hatte, gestaltete sich etwas sonderbar: Das Schiff, auf dem die Überfahrt bewerkstelligt werden sollte, lag auf der Reede vor Anker, und Dimitrij mußte sich in einem kleinen Boote zu ihm hinrudern lassen. Als er jedoch die hohen Wellen und das schwankende Fahrzeug erblickte, entschwand ihm aller Mut, und er versuchte der Mutter auseinander zu setzen, daß die ganze Reise eigentlich unnütz sei und ganz gut unterbleiben könnte. Da wandte die Fürstin sich mit flammenden Augen zu ihm und mit dem zürnenden Ausruf: „Mitri, ich schäme mich für dich!“ packte sie ihn am Arm und zog ihn zum Boote hin. Im nächsten Moment lag der Prinz, so lang er war, im Wasser; ob er aus-

geglitten war oder ob die Mutter ihn ins Meer gestoßen hatte, um seine Wasserscheu zu besiegen, wußte er später nicht zu sagen, jedenfalls aber saß er, von den lachenden Ruderknechten herausgezogen, gleich darauf in triefenden Kleidern im Boote und winkte der ihm ernst nachblickenden Fürstin den letzten Abschiedsgruß zu — den letzten fürs Leben.

Kaum fühlte sich der junge Prinz von der Obhut der Mutter befreit und auf eigene Füße gestellt, als mit ihm eine Wandlung vorging, die weder er selbst noch jemand aus seiner Umgebung für möglich gehalten hätte, mit Ausnahme seines Vaters vielleicht, der wiederholt zur Fürstin geäußert hatte: „Du irrst dich in seinem Charakter.“ Alle Schüchternheit und Ängstlichkeit war verschwunden, der junge Mann trat trotz bescheidenen, liebenswürdigen Wesens sehr sicher auf und schien genau zu wissen, was er wollte.

Bald genug sollte die Mutter Beweise dieser Veränderung erhalten. Gleich einer der ersten Briefe, die sie von dem Sohne empfing, meldete ihr dessen Entschluß, Priester zu werden und sich dem mühseligen, mit tausend Gefahren und Beschwerden verbundenen Beruf eines Missionärs zu widmen. Es ist begreiflich, daß Fürstin Amalie diese Nachricht ohne jede Freude aufnahm; mußte sie doch nach ihren bisherigen Erfahrungen an Dimitrij, ja noch nach der im Augenblick der Abreise bewiesenen Unentschlossenheit annehmen, daß es sich nur um eine vorübergehende Laune handle, daß der Prinz nie und nimmer die Ausdauer finden werde, seinen Vorsatz auszuführen, daß er etwas beginnen wolle, was seine Körper- und Geisteskräfte weit übersteige. Doch

konnte sie aus der Ferne nichts tun, als ihn in langen Briefen zu reiflicher Überlegung mahnen und Gott in heißem Gebete anflehen, er möge ihren Sohn „vor dem Unglück einer üblen Wahl erretten und vor dem noch größeren, nachher die Pflichten seines Standes schlecht zu erfüllen“. Auch hielt sie es für ihre Schuldigkeit, seine neue Umgebung auf die Fehler in seinem Charakter aufmerksam zu machen und vor seinem Wankelmut zu warnen — ein Vorgehen, das den Verdacht auf sie lud, eine lieblose, eigensinnige Mutter zu sein, die auf jeden Fall ihren Willen durchsetzen wolle. Als sie jedoch mit der Zeit die Überzeugung gewann, daß ihre Sorge unnütz gewesen, daß Dimitrij mit unerschütterlicher Willensstärke dem hohen Ziele zustrebte, welches er sich gesteckt, da fand sie ihm und ihren Freunden gegenüber nur Worte der Freude und des jubelnden Dankes gegen Gott, der ihr „verlorenes Schäfchen“ auf den rechten Weg geführt hatte. „Gebenedeit sei, der da kam und der da kommen wird im Namen des Herrn!“ frohlockt sie in einem Briefe an den Grafen Stolberg, nachdem sie ihm von Dimitrijs festem Entschluß erzählt hat, „Hosanna in der Höhe! Der ist es, aus dessen Atmosphäre jede wahre Freude entsproßt!“ Geduldig ertrug sie die Vorwürfe ihres Gemahls, der sie beschuldigte, sie habe schon früher von den Plänen des Sohnes gewußt und die Reise nach Amerika nur vorgeschlagen, um deren Ausführung zu ermöglichen; nur sie und ihre Erziehung seien daran schuld, daß der Prinz auf eine glänzende Stellung in der Gesellschaft verzichte, um dagegen das harte Los eines armen Missionärs einzutauschen. Des Fürsten Groll währte jedoch nicht lange; sobald er nicht

mehr daran zweifeln konnte, daß Dimitrij ganz aus freiem Willen gehandelt hatte und daß an dem Geschehenen nichts mehr zu ändern war, erklärte er, er könne das Vorgehen seines Sohnes weder begreifen noch gutheißen, wenn er ihn aber je wiedersehen sollte, so werde er ihn auf das beste empfangen und ihm kein unfreundliches Wort sagen; einem „Enthusiasten" sei eben mit Vernunftgründen nicht beizukommen.

Prinz Dimitrij hatte sich bald nach seiner Ankunft in Amerika nach Baltimore begeben zum Bischof Johann Carroll, dem ersten und damals einzigen Bischof der Vereinigten Staaten, an den er von der Heimat aus empfohlen worden war. Während der Schreckenszeit der Revolution hatten mehrere französische Priester zu Bischof Carroll ihre Zuflucht genommen, darunter auch Nagot, Präsident des berühmten Seminars von St Sulpice in Paris, der in Baltimore den Grund zu einer geistlichen Erziehungsanstalt zu legen suchte. Dimitrij gesellte sich zu den wenigen jungen Leuten, die Nagot in seiner Privatwohnung in Georgetown bei Baltimore als Zöglinge aufgenommen hatte, und widmete sich mit Eifer dem Studium der Theologie. Er, der sich als Knabe wegen seiner Trägheit und Bequemlichkeit so oft die Vorwürfe der Mutter zugezogen hatte, führte hier ein derart fleißiges und aszetisches Leben, daß seine Vorgesetzten zuweilen seinem Übereifer Grenzen ziehen mußten: er studierte tief in die Nacht hinein, bis ihm das Licht fortgenommen wurde; er fastete, kleidete sich in grobe Gewänder, die ihn im Winter kaum vor der Kälte schützten, und schlief auf dem Fußboden, ein großes Buch als Kopfkissen benutzend. Warnte man ihn, seine Kräfte



J. G. Hamann.

Nach einem Stich von Joh. H. Lips aus der Lavater-Sammlung der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek in Wien.

nicht so zu vergeuden, so erwiderte er, daß er solche Abhärtungen für notwendig halte, um sich auf die ihm bevorstehenden Beschwerden des Missionärberufes vorzubereiten. Wie oft mag er jetzt der Mutter im Geiste gedankt haben, daß sie ihn von Kindheit an zu körperlichen Übungen angehalten hatte!

Im Sommer 1794 empfing der junge Gallitzin die niedern Weihen, am 21. November desselben Jahres das Subdiakonat und zu Weihnachten das Diakonat; am 16. März 1795 wurde er zum Priester geweiht und gleich ans Werk gestellt: kaum einen Monat später war er schon in Port Tobacco und Umgegend als Missionär tätig, wurde jedoch bald darauf vom Bischof nach Baltimore berufen, um als derzeit einziger deutscher Priester der Stadt die Seelsorge der deutschen Katholiken daselbst zu übernehmen. Nachdem er dann einige Jahre je nach Bedürfnis der im Lande verstreuten Gemeinden und Anordnung seiner Vorgesetzten bald hier bald dort seinem Berufe nachgegangen war, teilte er dem Bischof den Entschluß mit, sich im westlichen Pennsylvanien, auf den Höhen des Alleghanygebirges, wo bereits einzelne katholische Familien hausten, anzusiedeln, eine eigene Gemeinde zu gründen und von dort aus die benachbarten Kolonien zu pastorieren. Der Bischof gab seine Einwilligung, und im Spätsommer 1799 zog Gallitzin in die Einöde, die ihm zur neuen Heimat werden sollte. Er kaufte ein großes Stück Land, das er in kleinen Teilen an arme Gemeindeglieder abtrat, meist ohne die geringste Zahlung dafür zu erhalten. Seine Hauptsorge aber galt der Errichtung eines Gotteshauses. Schon nach wenigen Monaten erhob sich mitten im Urwalde der bescheidene,

aus rohen Baumstämmen aufgeführte Bau, und in der Weihnachtsnacht 1799 konnte die Einweihung vollzogen werden, wie Gallitzins Biograph und zeitweiliger Hausgenosse P. Heinrich Lemcke berichtet. „Das Kirchlein stand da, festlich geschmückt mit Tannenzweigen, Lorbeer und anderem Immergrün und so vielen Kerzen, als unter den Umständen aufzutreiben waren, und um Mitternacht wurde der erste feierliche Gottesdienst darin gehalten, zur größten Erbauung mancher Katholiken, die seit Jahren, und zur Verwunderung einiger alter, verwilderter Jäger, die ihr Lebtag so etwas nicht gesehen hatten. Und so ereignete es sich, daß an einem Orte, wo ein Jahr zuvor noch der Urwald stand, ein Häuflein von Wanderern verschiedener Zungen und Nationen unter der Leitung eines heimatlosen Prinzen eine Heimat gefunden, und wo vordem in der schauerlichen Mitternachtsstunde nichts gehört wurde als das Heulen des Wolfes, erscholl der Lobgesang der himmlischen Heerscharen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!"

Die Bevölkerung der jungen Kolonie beschäftigte sich anfangs nur mit Urbarmachung und Bebauung des Landes; allmählich, als die Bedürfnisse wuchsen, siedelten sich auch Handwerker und Kaufleute in der Gegend an, und nach einigen Jahren war ein nettes Städtchen entstanden, das Gallitzin „Loretto" nannte. Hier wirkte er in Selbstvergessenheit und Aufopferung, unter mancherlei Sorgen und Entbehrungen, vierzig Jahre lang, ohne seine geliebte Gemeinde je auf länger als wenige Tage zu verlassen, und auch das nur, wenn die Pflicht ihn in eine der Nachbarkolonien oder zu seinem Bischof nach Baltimore rief. Zwar regte sich in seinem Herzen hie

und da die Sehnsucht, die alte Heimat wieder zu sehen und sich mit der Mutter auszusprechen, damit jede Erinnerung an frühere Mißverständnisse ausgelöscht werde. „Es ist mir, als ob ich durchaus Dich noch einmal sehen müßte, um ruhig und in Frieden aus dieser bösen Welt zu scheiden", schrieb er im Sommer 1803; „. . . es würde mir wohltun, wenn ich mich zu Deinen Füßen hinlegen, sie mit meinen Tränen benetzen, Deinen Segen empfangen und aus Deinem Munde vernehmen könnte, daß Du mir alles verziehen habest; dies wäre mir lieber als alle Schätze der Welt. Es ist mir, als hinge die Hand Gottes schwer über mir wegen meines früheren Ungehorsams und der Außerachtlassung Deiner guten Ermahnungen." Die Fürstin antwortete auf diesen Brief mit zärtlichen Worten; sie habe die Überzeugung, daß ihre Herzen immer übereingestimmt hätten, die Mißverständnisse seien mehr äußerlicher Natur und nicht durch ihn allein verschuldet gewesen, sie habe auch gegen sich selbst manche Anklage zu erheben. „Sorge Du nicht mehr, wenn Du mich nicht mehr betrüben willst, ob Du noch Verzeihung Deiner Sünden von mir zu erhalten hättest!" Sie gibt dann der Hoffnung Ausdruck, ihn bald in Münster begrüßen zu dürfen; denn der Tod seines Vaters, den sie ihm bereits in einem früheren Briefe angezeigt hatte (der Fürst war am 16. März 1803 zu Braunschweig, wo er seine letzten Lebensjahre verbracht hatte, verstorben), habe seine Heimkehr behufs Regelung der Erbschaftsangelegenheit notwendig gemacht. Doch Dimitrij war gleich bei der Wahl seines Berufes vom Vater darüber aufgeklärt worden, daß er durch dieselbe nach russischem Gesetze alle Ansprüche auf die

Erbschaft aufgebe; er hielt daher die Reise nach Europa für unnütze Zeit- und Geldvergeudung und für allzu unwichtig, als daß er es hätte übers Herz bringen können, um ihretwillen seine Gemeinde viele Monate hindurch ohne Seelsorger zu lassen. An die Beschaffung eines Stellvertreters war aber bei dem damals in Amerika herrschenden Priestermangel nicht zu denken. Bischof Carroll, der Gallitzin anfänglich zu der Reise geraten hatte, mußte sein Bleiben billigen, und auch die Fürstin konnte nicht umhin, ihn wegen seines treuen Ausharrens auf seinem Posten zu loben. In ihrer Antwort auf seine Absage heißt es: „So wehe es meinem Mutterherzen tut, der nahen Hoffnung, den geliebten Sohn zu umarmen, entsagen zu müssen, so kann ich doch mit Wahrheit sagen, daß Dein Brief, der mir diese Nachricht ankündigte, mir den größten Trost gewährt hat, den ich auf Erden zu finden wünsche. Ganz übereinstimmend mit meinen Gesinnungen und Wünschen ist jede Zeile dieses lieben Briefes." Gleichzeitig übersandte sie dem Sohne Geschenke für ihn und seine Gemeinde: Bücher, Bilder und Rosenkränze zum Verteilen, von ihr und andern Damen der Münsterer Gesellschaft verfertigte Kleidungsstücke für arme Kinder, ja sogar weiße Häubchen und Kleidchen für Neugeborne. P. Lemcke erzählt: „Eine bejahrte Frau zeigte mir ein solches Kleidchen und sagte: ‚Das hat dem seligen Vater Gallitzin sein frommes Mütterchen gemacht; ich bin darin getauft worden und hab's auch allen meinen Kindern nacheinander angelegt, ich bewahr's wie ein Heiligtum auch für die Enkel.'" Bei der Sendung befand sich auch ein vollständiger Meßornat, den die Fürstin, ihre Tochter und

die Gräfin Stolberg eigenhändig mit großer Kunstfertigkeit gearbeitet hatten. Gallitzin hielt dieses Geschenk der Seinen stets sehr in Ehren; er legte den Ornat nur an hohen Festtagen an und bestimmte, daß man ihn dereinst im Sarge damit bekleiden solle.

So reiche Sendungen trafen in Zukunft in Loretto nicht mehr ein, denn für die Fürstin und ihre Kinder waren nach dem Tode des Familienoberhauptes Zeiten pekuniärer Sorgen eingetreten. Die Verwandten des Fürsten zogen Nutzen aus dem Umstande, daß er, der den russischen Staatsdienst bereits im Jahre 1782 verlassen hatte, während der letzten Jahre seines Lebens nur selten in seine Heimat zurückgekehrt war, daß seine Frau in Rußland ganz fremd und der Sohn katholischer Priester geworden war; sie bemächtigten sich der ihm gehörigen Ländereien und waren zur Herausgabe der Erbschaft nicht zu bewegen. Es kam zu einem verwickelten Prozeß, dessen Ende die Fürstin selbst nicht mehr erlebte. Das Vermögen, das schließlich Mimi als der Alleinerbin ausgezahlt wurde, war durch das lange Prozessieren sowie durch Verwüstung der Landgüter während des Kriegsjahres 1812 so zusammengeschmolzen, daß sie dem Bruder weniger davon zukommen lassen konnte, als sie ihm versprochen hatte. Da auch das mütterliche Vermögen, das auf Gütern in Frankreich angelegt war, infolge der Revolution verloren ging, sah sich Gallitzin in die schwierigste Lage versetzt: seine Gutmütigkeit und der Wunsch, in Loretto verschiedene gemeinnützige Unternehmungen ins Leben zu rufen, hatten ihn verleitet, Schulden zu machen, an deren Bezahlung er ohne die Hilfe der Schwester nicht denken konnte. Mimi aber vermählte sich trotz ihres

vorgerückten Alters am 2. Mai 1818 mit dem Fürsten Franz Wilhelm von Salm-Reifferscheid-Krautheim und konnte nun noch weniger als früher für den Bruder tun. Da legte sich Overberg ins Mittel. Die Fürstin Gallitzin hatte ihm auf ihrem Totenbette die kostbare Steinsammlung, die Hemsterhuis ihr hinterlassen hatte, übergeben, mit der Bitte, sie zu verkaufen und das Geld nach seinem Gutdünken für wohltätige Zwecke zu verwenden. Da nun Dimitrij nicht aus Leichtsinn oder Verschwendungssucht, sondern durch seine Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft in eine bedrängte Lage geraten war, hielt Overberg es für geboten, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Er übergab die Steine dem Fürsten Salm-Reifferscheid, wogegen dieser sich verpflichtete, deren Wert zur Tilgung der Schulden seines Schwagers zu verwenden. Die Sammlung wurde dem König Wilhelm I. der Niederlande zum Kaufe angeboten und von ihm, wohl um dem Spielgefährten seiner Kindertage eine Wohltat zu erweisen, um die bedeutende Summe von 22 500 Talern erstanden. Fürst Salm-Reifferscheid, der selbst nichts weniger als reich war (Mimi war bereits am 16. Dezember 1823 gestorben), zahlte den Betrag zwar nicht auf einmal an Gallitzin aus, immerhin konnte dieser sich allmählich von den drückenden Verpflichtungen gegen seine Gläubiger befreien und es durch äußerste Sparsamkeit soweit bringen, daß er bei seinem Tode eine kleine Summe für fromme Zwecke hinterlassen konnte.

Im Jahre 1809 war Gallitzin zum Generalvikar des in Philadelphia errichteten Bischofssitzes erhoben worden. Sein Ansehen in den weiten Gebieten, die seiner Leitung unterstellt waren, wuchs dadurch mehr, als ihm recht war,

denn er blieb Zeit seines Lebens ein bescheidener, einfacher Mann, der am liebsten im Verborgenen wirkte. Daher sprach er auch nie von seiner vornehmen Geburt: für die meisten seiner Gemeindeglieder war und blieb er „Vater Augustin Smith" (den Namen Augustin hatte er bei der heiligen Firmung erhalten, und als Smith war er, wie erwähnt, als junger Mann in Amerika angekommen). Nur wenn es sich um die Lehren der Kirche oder um seine priesterlichen Vorrechte handelte, trat er mit einer Würde und einem Ernst auf, die ihm von Fernstehenden zuweilen als Stolz und Hochmut ausgelegt wurden.

So gutmütig Gallitzin war und so freundlich er mit Armen und Kranken oder mit Kindern umzugehen wußte, so streng und unerbittlich zeigte er sich gegen Lüge, Unmäßigkeit, Trunksucht, Eitelkeit und Habgier. Er versäumte keine Gelegenheit, um gegen diese Laster zu kämpfen. Selbst die harmlose Putzsucht junger Mädchen war ihm ein Ärgernis, was er übrigens schon als Knabe durch die bereits erwähnte Bemerkung über die geputzten kleinen Tänzerinnen verraten hatte, und P. Lemcke weiß von manchem ergötzlichen Vorfall zu erzählen, der dem strengen „Vater Augustin" Grund gab, über Modehüte, seidene Sonnenschirme und sonstigen „städtischen Tand" zu schelten. Auch mit unnützem Luxus eingerichtete Wohnungen konnten ihm die Laune verderben. Sein eigenes Heim war nur mit dem Allernotwendigsten ausgestattet, und auf seinen Reisen ging er stets an den wohlhabenden Häusern vorüber, um in der armseligsten Hütte einzukehren und mit freundlichen Worten um einen Schluck Milch und ein paar Kartoffeln zu bitten.

Die Entbehrungen und Mühsale, die zum Teil seinen Beruf begleiteten, zum Teil freiwillig von ihm erlitten wurden, hatten Gallitzin über seine Jahre altern gemacht. Aber trotz schnell zunehmender Schwäche und Kränklichkeit wollte er von Ruhe nichts wissen, sondern meinte, da er keine Aussicht habe, durch einen blutigen Märtyrertod die Krone des Lebens zu erringen, wünsche er wenigstens, „gleich einem abgearbeiteten Karrengaul im Geschirre umfallen zu dürfen". Um die Osterzeit 1840 versagten seine Kräfte vollständig. Ein inneres Leiden, das ihn schon lange Jahre quälte, machte eine Operation notwendig. Als ihm das schonend mitgeteilt wurde, antwortete er: „Jetzt will ich vor allen Dingen die heiligen Sakramente empfangen, und dann tut mit mir, was ihr wollt!" — Die Operation konnte wohl vorübergehende Erleichterung, doch nicht Rettung bringen, und auf die vielen Anfragen, wie es „Vater Augustin" gehe, mußte der Arzt erwidern: „Er liegt im Sterben!" Mit Blitzesschnelle durchflog die Trauerkunde ganz Loretto und die Umgegend, und in Scharen strömten die braven Kolonisten herbei, um von ihrem treuen Führer und Beschützer Abschied zu nehmen, einen Segenswunsch, einen freundlichen Blick von ihm zu erhalten oder auch eine letzte ernste Ermahnung anzuhören, die ihre Wirkung gewiß nicht verfehlte. Am Abend des 6. Mai 1840 verschied Dimitrij Gallitzin ohne Todeskampf, während die Glieder seiner Gemeinde in der an das Sterbezimmer stoßenden Kapelle für sein Seelenheil beteten. Einer der Anwesenden meinte nach einem langen Blick auf die friedlich lächelnden Züge des Toten: „Sieht er nicht aus wie ein alter Kriegsheld, der eben einen Sieg erfochten?"



Der Freundeskreis der Fürstin Gallitzin.

Man kann die Persönlichkeit der Fürstin Gallitzin und ihr weit über den Familienkreis hinausreichendes Wirken nicht besser beleuchten, als indem man sie im Verkehr mit ihren Freunden betrachtet, unter denen sich, besonders während der Jahre ihres innerlichen Werdens und Wachsens, Männer und Frauen der verschiedensten Geistesrichtung befanden, aber kein einziger unbedeutender oder gar niedrig denkender Mensch. Nach ihrer Rückkehr zur Kirche sammelten sich um sie vor allem Gleichgesinnte, die mit ihr eins waren im Streben nach christlicher Vollkommenheit und bereit, den Kampf gegen den Unglauben der Zeit mit vollem Ernste zu führen, Menschen, die nach des Grafen Stolberg Ausspruch so viel lautere Gesinnung, aufopfernde Liebe, rastlose Tätigkeit, jeder in seiner Art und in seinem Berufe, besaßen, daß man es wie eine ganz besondere Gnade und als reichen Segen betrachten mußte, unter ihnen leben und sich an ihnen erbauen zu dürfen.

Dieser „Bund der Guten“, wie der Freundeskreis oft genannt wurde, versammelte sich gewöhnlich im Gallitzinschen Hause, und zwar abends, da den Tag über die Beschäftigungen der Fürstin und ihrer Hausgenossen streng geregelt waren: schon sehr zeitig am Morgen begann nach einem gemeinschaftlichen Gebet das Tagewerk jedes einzelnen; um 11 Uhr wurde eine mehrstündige

8*

Arbeitspause gemacht, die der Erholung, der Mahlzeit und notwendigen Besuchen diente, dann kam wieder Studium oder nützliche Lektüre; um 5 Uhr zog sich die Fürstin zurück, um ihre tägliche Betrachtung zu halten, um 6 Uhr fand die Hauptmahlzeit statt, und zu oder gleich nach derselben erschienen die Freunde. Außer Overberg und Fürstenberg waren die „Erbdrostenkinder" in Begleitung Dr Katerkamps fast täglich die Tischgenossen der Gallitzins. Später stellten sich die übrigen Gäste ein: die Universitätsprofessoren Havichorst, Sprickmann und Kistemaker, der Direktor des Gymnasiums und Universitätsbibliothekar Zumkley, in den ersten Jahren auch der Arzt und Philosoph Hoffmann, der später Leibarzt des Kurfürsten von Mainz wurde, verschiedene andere Gelehrte und Geistliche und fast jeder Fremde von Bedeutung, der durch Münster reiste. Die Fürstin empfing ihre Gäste in dem mit antiken Kunstwerken und wertvollen Bildern geschmückten Salon oder, zur Sommerszeit, in dem wohlgepflegten Garten hinter dem Hause; der Umgangston war an kein steifes Zeremoniell gebunden: herzlich und offen, bald ernst bald heiter, aber immer lebhaft und anregend gingen Rede und Gegenrede hin und her. Sehr beliebt waren allgemeine Debatten über irgend ein religiöses oder wissenschaftliches Thema, das eines der älteren Mitglieder der Gesellschaft aufstellte, um zur Belehrung der jüngeren beizutragen, oder das von diesen selbst mit der Bitte um Aufklärung vorgebracht wurde. Meist war Fürstenberg es, der als erster in einem kleinen Vortrage die angeregte Frage beleuchtete und durch seine gründlichen Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens die Bewunderung der Fürstin stets von neuem

hervorrief. Sie ergriff gewöhnlich nach ihm das Wort, um das von ihm Gesagte zu ergänzen oder auch dem „großen Mann", wie sie ihn zu nennen pflegte, in liebenswürdiger Bescheidenheit zu widersprechen. Nun fielen auch die andern mit Einwendungen, Erläuterungen oder Fragen ein, und der lebhafte Meinungsaustausch nahm oft den Anschein eines hitzigen Wortgefechtes an, bis dann Overberg in seiner freundlichen, heitern Weise durch ein stets sehr treffend gewähltes Beispiel aus dem Alltagsleben die Entscheidung herbeiführte. Oft wurden die Fragen, über die man das nächste Mal debattieren wollte, vor dem Auseinandergehen festgesetzt und die Person bestimmt, die ihre Ansicht darüber vortragen oder vorlesen sollte; daher finden sich in den Aufzeichnungen der Fürstin zahlreiche Notizen und Ausarbeitungen über Themata der verschiedensten Art, die meist von ihr selbst ausgewählt wurden, immer mit Rücksicht auf den Zweck der Belehrung und der Förderung des „Guten und Schönen".

Durch den Geist echter Religiosität, der alle Mitglieder des kleinen Kreises beseelte, fühlten sie sich miteinander verbunden wie die Angehörigen einer einzigen Familie — trugen sie doch nicht ohne Grund den Ehrennamen familia sacra! Erkrankte jemand unter ihnen, so vereinigten sich die andern zu fürbittendem Gebete; ebenso geschah es, wenn für ein Unternehmen Fürstenbergs zum Wohle des Landes Segen von Gott erfleht werden sollte, oder wenn einen der Freunde eine schwere Sorge drückte. Auch hielt ein jeder es für seine Pflicht, den andern dadurch in der Vervollkommnung zu fördern, daß er ihn zart und ohne zu verletzen auf etwaige Fehler aufmerk-

sam machte und ihm bei deren Ablegung beistand. Die Fürstin ging ihnen allen hierin mit gutem Beispiel voran; sie äußerte wiederholt: „Die glücklichsten Augenblicke meines Lebens sind jene, wo mir über diesen oder jenen Fehler, über diese oder jene Schwäche in mir ein bestimmtes Licht aufgeht.“

Doch nicht nur an sich selbst und die nächsten Freunde hatten die Glieder der familia sacra zu denken: ihr Interesse erstreckte sich auf alle Geschehnisse, auf alle Fragen der Zeit, ob es sich nun um Religion, Wissenschaft und Politik oder um Literatur und Kunst handelte. Und unentwegt traten sie in Wort und Schrift dafür ein, daß auf allen diesen Gebieten der christliche Gedanke nicht in den Hintergrund gedrängt werde. Als Glieder einer zwar kleinen, aber unter Gottes Schutz stehenden und daher starken Herde betrachteten sie es als ihre Aufgabe, gegen den glaubensfeindlichen Geist ihrer Zeit mit allen Kräften anzukämpfen, und wenn die revolutionären Ideen, die zu Ende des 18. Jahrhunderts von Frankreich her ihren verderblichen Zug durch Europa antraten und alles zu zerstören drohten, was ehrwürdig und heilig ist, im Münsterlande nicht durchdringen konnten, wenn dort Wahrheit, Sittlichkeit und Religion trotz der „sehr verpesteten Nachbarschaft“, wie Fürstenberg sich ausdrückte, allen Anstürmen Widerstand zu leisten vermochten, so ist das in erster Linie das Verdienst der familia sacra und ihrer Begründerin, der Fürstin Gallitzin. Am meisten zu Dank verpflichtet aber waren ihnen die französischen Emigranten, darunter zahlreiche Priester, die, durch die Greuel der Revolution aus ihrem Vaterland vertrieben, in der Fremde Schutz und Obdach suchen mußten. Nirgends

wurden ihnen diese in so reichem Maße gewährt wie im Münsterlande, wo sich die familia sacra ihrer auf das liebevollste annahm. Die Fürstin und ihre Freunde sorgten dafür, daß die Fremdlinge, die aller Mittel beraubt waren, unentgeltlich untergebracht und verpflegt wurden; sie veranstalteten Sammlungen für die Emigranten, verschafften ihnen Anstellungen, versorgten sie mit Kleidern und Nahrungsmitteln. Einstimmig bekannten die armen Flüchtlinge, daß man sich in keinem andern Lande mit so großer und standhafter Güte ihrer angenommen habe.

Der Münsterer Freundeskreis unterhielt Beziehungen zu zahlreichen geistig hervorragenden Männern Deutschlands in der Nähe und in der Ferne. Mancher Gelehrte sandte sein neuestes Werk nach Münster mit der Bitte um das Urteil der „Beschützerin und Freundin der Wissenschaften" und ihrer Getreuen, und die Fürstin hielt mit ihrer Meinung nie zurück: Lob wie Tadel wurden dem Verfasser aufrichtig und mit genauer Begründung mitgeteilt. Auf gelegentlichen Reisen lernte sie verschiedene dieser Männer persönlich kennen, und zuweilen entwickelte sich aus der ersten flüchtigen Bekanntschaft ein dauernder freundschaftlicher Verkehr. Das war unter anderem der Fall mit dem Philosophen und Dichter Friedrich Heinrich Jacobi, der, am 25. Januar 1743 zu Düsseldorf geboren und von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt, sich durch eigenen Fleiß reiche Kenntnisse angeeignet hatte und sich mit Vorliebe staatswirtschaftlichen und philosophischen Studien hingab. In seiner Weltanschauung stimmte er in vielen Punkten mit Hemsterhuis überein, nur stand er dem Christentum näher als dieser, freilich auch ohne je

den wahren Glauben zu finden. Jacobi hatte der Fürstin bald nach ihrer Übersiedelung nach Münster seine Aufwartung gemacht, und sie hatte im Frühling 1781 in Hemsterhuis' Begleitung einige Tage in Pempelfort bei Düsseldorf, wo er eine Zuckerfabrik und einen schönen Landsitz besaß, geweilt. Die gegenseitigen Besuche wurden in der Folge öfters wiederholt. Jacobi bezeigte der Fürstin aufrichtige Bewunderung und freute sich, daß seine philosophischen Lehren nicht ohne Einfluß auf sie blieben; aber nach ihrer Rückkehr zur Kirche lockerte sich das Freundschaftsband: Jacobi, der dem Seelenfluge der Fürstin nicht folgen konnte und seinen Einfluß machtlos werden sah, fand die bisher so hochgestellte Frau nun plötzlich „gespannt, zudringlich, buchstäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe", unzuverlässig und voller Vorurteile; er warf ihr „Frömmelei und Andächtelei" vor und spottete über „die Gicht des Mönchtums", die sie in den Gliedern habe. Trotzdem mußte er auch jetzt noch gestehen, daß „eine unermeßliche Fülle von Schönheit und Größe" in ihr sei, daß sie ein wahrhaft fürstliches Gemüt besitze und daß er sie stets bewundern und verehren müsse. Die Fürstin ihrerseits gab sich redliche Mühe, den einstigen Freund auf den rechten Weg zu leiten, und litt schwer darunter, daß ihr dies nicht gelingen wollte; dennoch grollte sie ihm nicht, sondern bewahrte, wie sie sich ausdrückte, „den Schatz der Liebe unversehrt im Herzen auf bessere, zeitlose Zeiten".

Durch Jacobi kam die Fürstin auch in Beziehungen zu dem Protestanten Thomas Wizenmann, dessen Frömmigkeit und frühes, gottergebenes Sterben auf sie großen Eindruck machten. Jacobi, durch Wizenmanns gedanken-



Friedrich H. Jacobi.

Nach einer getuschten Bleistiftzeichnung; Original in der Lavater-Sammlung der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek in Wien.

reiche Schriften auf ihn aufmerksam geworden, hatte seine Bekanntschaft gesucht und den lungenkranken, unbemittelten Jüngling ganz zu sich genommen, um nach Kräften zu seiner Genesung beizutragen. Er sandte ihn auf seine Kosten und mit Empfehlungen an den „feinen Minister von Fürstenberg und die vortreffliche Fürstin Gallitzin“ versehen nach Münster, um den Dr Hoffmann zu konsultieren. Die Fürstin nahm sich des jungen Fremden auf das liebevollste an, begleitete ihn selbst zum Arzte, lud ihn zu den Mahlzeiten in ihr Haus und forderte ihn schließlich auf, sie nach Bad Hofgeismar zu begleiten, eine Aufforderung, die Wizenmann trotz späterer schriftlicher Wiederholung aus Bescheidenheit ablehnte. — Im Januar 1787 begab sich Wizenmann, dessen Zustand sich infolge geistiger Anstrengungen rasch verschlimmert hatte, nach Mülheim a. Rh. in das Haus und die Pflege des ihm warm empfohlenen Arztes Dr Wedekind, aber schon wenige Wochen später traf im Münsterer Freundeskreise die Nachricht ein, daß es mit dem Kranken zu Ende gehe. Fürstin Amalie machte sich mit ihren Kindern und deren Hauslehrer sofort auf die Reise und langte am 18. Februar in Mülheim an, wo sie Jacobi bereits vorfand. Wizenmann war durch ihre Teilnahme bis zu Tränen gerührt und nahm die Dienste, die sie ihm während seiner letzten Leidenstage mit der Opferfreudigkeit einer Barmherzigen Schwester leistete, mit innigem Danke an. Am 22. Februar 1787 ward ihm die Erlösung von seinen Leiden, um die er schon lange in heißem Flehen gebetet hatte. „Durch Geduld und Glauben im Leiden zur Herrlichkeit!“ war sein Wahlspruch gewesen.

Schon im nächsten Jahre mußte die Fürstin abermals einen Freund durch den Tod verlieren: den wegen einer seltsamen Dunkelheit und Verworrenheit in seinen Schriften „der Magus im Norden" genannten Königsberger Philosophen Johann Georg Hamann, dessen Freundschaft zu genießen ihr zwar nur kurze Zeit vergönnt war, dem sie selbst aber einen großen Einfluß auf ihr Seelenleben zuschrieb. „Hamann wirkte sehr wohltätig auf mich durch Bereicherung und Vervollkommnung meines Ideals eines wahren Christen", verzeichnete sie in ihrem Tagebuch; „seine ungekünstelte, mir noch nirgends, in keinem Menschen in diesem Grade und dieser Reinheit erschienene Art von Demut war es insbesondere, was mir das Christentum in einem neuen, erhabeneren Lichte als jemals zeigte." — Sie hatte durch Franz Bucholtz, einen ihrer Münsterer Freunde, mehrere von Hamann verfaßte Abhandlungen bekommen und großes Gefallen an deren Lesung gefunden, obgleich ihr vieles unverständlich blieb. Sie suchte sich noch andere seiner Werke zu verschaffen und fühlte sich immer mehr und mehr zu ihm hingezogen, weil er gleich ihr ein Verehrer der altgriechischen Philosophen war, hauptsächlich aber, weil er die Heilige Schrift ebenso hoch hielt wie sie. „Mit dieser", heißt es in einem ihrer Briefe an Jacobi, der mit Hamann in Korrespondenz stand, „mit der Schrift insonderheit, die in den letzten Jahren für mich die reichste Quelle des Lebens, fast die einzige wirkliche Nahrung meiner Seele geworden ist, die mir nach der zwanzigsten Lektüre noch ebenso neu bleibt und bei jeder ein neues Licht in meiner Seele ansteckt, die mir an und für sich ein größeres Wunderwerk ist als alle Wunder,

deren Urkunde sie ist — mit dieser hat Hamann sich in meiner Vorstellung dargestellt und auf eine Art, die ich mit Worten in einem Briefe nicht zu sagen vermag, eingewebt." Sie wünschte nun auch Näheres über Hamanns Leben zu hören und erfuhr durch Bucholtz, der auf ihre Anregung mit dem Königsberger Philosophen in Briefwechsel getreten war, daß er, am 27. August 1730 als Sohn eines Wundarztes geboren, sich in seiner Jugend zuerst dem Studium der (protestantischen) Theologie gewidmet, dann aber Rechts-, Finanz- und Handelswissenschaft und nebenbei orientalische Sprachen und klassische Literatur studiert hatte, daß er sich nacheinander als Hauslehrer, Handlungsreisender und Kanzlist durchs Leben geschlagen, bis er endlich den bescheidenen Posten eines königlichen Packhofverwalters in Königsberg erhalten hatte, daß er ein Bewunderer Goethes sei und zu Herder, Lavater, Matthias Claudius und dem Grafen Stolberg in freundschaftlichen Beziehungen stehe, und daß er jetzt im Alter mit bitterem Schmerz an die mannigfachen Vergehen zurückdenke, zu denen der unstete Lebenswandel seiner Jugendjahre ihn verführt. — Da aus Hamanns aufrichtigen Briefen hervorging, daß er in recht ärmlichen Verhältnissen lebe, übersandte Bucholtz ihm im Sommer 1786 ein Geschenk von mehreren tausend Talern, zu dem die Fürstin ihr Scherflein beigetragen zu haben scheint, ohne ihren Namen zu nennen. Im folgenden Jahre unternahm Hamann, dem liebenswürdigen Drängen der Münsterer Freunde und Jacobis folgend, eine Reise nach dem Münsterlande. Obgleich er, der schon lange kränkelte, recht erschöpft bei Bucholtz ankam, fühlte er sich bald sehr wohl in der fremden Umgebung. „Ich

hoffe alles hier gefunden zu haben, was ich gesucht und gewünscht habe", meldete er einem Freunde nach Berlin, „ein freies, neues Herz zum Genuß der Freude und des Lebens wird die Ausbeute meiner Wallfahrt hier bald sein. . . . Die Fürstin lebt auf dem Lande (in Angelmodde) und wird morgen erwartet. Sie soll ein Goethe ihres Geschlechts sein." Fürstin Amalie erschien denn auch andern Tags am Krankenbette Hamanns und entzückte ihn durch ihr geistreiches Geplauder ebenso wie durch ihre herzliche Liebenswürdigkeit. Sobald seine Gesundheit es erlaubte, besuchte er sie in ihrem Münsterschen Hause, wobei der schöne Garten und die reichhaltige Bibliothek, die ihm ganz zur Verfügung gestellt wurden, seine Bewunderung hervorriefen. Im August begab er sich zu Jacobi, der ihn dringend eingeladen hatte und ihn mehrere Monate bei sich behielt. Während dieser Zeit erschien auch die Fürstin in Begleitung einiger Freunde in Pempelfort. Als Hamann im November nach Münster zurückkehrte, wurde er bei den Zusammenkünften der familia sacra ein gern gesehener Gast. Seine Verehrung für die Fürstin stieg mit jedem Beisammensein: „Sie ist ein wahres Wunder ihres Geschlechts. . . . O wieviel werde ich von dieser großen und guten Seele erzählen können! . . . Wie sehr würden Sie von dieser einzigen Frau ihres Geschlechts eingenommen sein!" In solchen und ähnlichen Ausdrücken pries er sie in seinen Briefen an Freunde und Verwandte. Welchen Wert die Fürstin ihrerseits auf den Umgang mit ihm legte, welch tiefen Eindruck manches Gespräch mit ihm auf sie machte, wird aus ihren Tagebüchern ersichtlich, in denen sie viele seiner Aussprüche verzeichnet hat. Von besonders

nachhaltiger Wirkung war eine Unterredung mit ihm, während welcher er ihr mit freundlicher Offenherzigkeit erklärte, daß ihre übertriebene Gewissenhaftigkeit, ihr Unwille über die eigene Unvollkommenheit „der versteckteste und gefährlichste Schlupfwinkel des Stolzes“ sei; da der Mensch nicht wissen solle, ob er des Hasses oder der Liebe wert sei, bestehe die Hauptsache des Glaubens im Dulden der eigenen Nichtigkeit und völligem Vertrauen auf Gottes Gnade, die im Menschenherzen das Gute wirkt. Sie sah die Wahrheit dieser Lehre ein und war Hamann herzlich dankbar, daß er ihr „den Himmel wahrer Demut und Ergebenheit, den Kindersinn gegen Gott“ gezeigt hatte.

Den Winter verbrachte Hamann, beständig kränkelnd, auf dem Gute Wellbergen seines Freundes Bucholtz; im Frühling 1788 kehrte er nach Münster zurück, um es sich vor der Heimreise, die er im Sommer anzutreten gedachte, noch bei dem „dortigen Triumvirat Alcibiades, Aspasia-Diaphane und Perikles“, so nannte er Bucholtz, die Fürstin und Fürstenberg, wohl sein zu lassen. Fürstin Amalie erwies ihm eine Freundlichkeit nach der andern, machte ihm Geschenke, lud ihn immer wieder zu sich ein, las ihm vor, ließ sich das Gelesene von ihm erklären, und forderte ihm das Versprechen ab, ihr oft zu schreiben, und zwar nicht als an „Ihre Durchlaucht“, sondern als an seine „liebe Amalie“. — Am 19. Juni nahmen sie herzlichen Abschied voneinander, da Hamann am nächsten Tage abreisen wollte; doch eine plötzlich eingetretene Verschlimmerung seines Leidens machte die Reise unmöglich,

und am 21. Juni 1788 raubte der Tod ihn seinen bestürzten Freunden. Die Fürstin betrauerte ihn als den „ersten wahren Vater", den sie im Leben gefunden, tröstete sich jedoch mit dem schönen Gedanken: „Ich glaube, er betet dort wirksamer für uns, als er's zu Königsberg hätte tun können."

Da es damals in Münster keinen protestantischen Friedhof gab, wünschte die Fürstin, dem Verstorbenen in ihrem Garten, in dem er so gern geweilt hatte, ein letztes Ruheplätzchen zu bereiten. Es war ihr „ein unbeschreiblich süßer Gedanke, die Asche dieses Seligen, Großen, so wenig Gekannten" in ihrer Nähe zu wissen, gleichsam zu beständiger Erinnerung an ihn und das gute Beispiel, das er ihr durch seine Demut und Frömmigkeit gegeben. Nach Überwindung einiger Schwierigkeiten erlangte sie die behördliche Erlaubnis zur Ausführung ihres Vorhabens, und so wurde die Leiche denn eines Abends im Beisein Fürstenbergs, Overbergs, Bucholtz' und der fürstlichen Familie bei Fackelschein in einer Ecke des Gallitzinschen Gartens bestattet. Ein von den Freunden nach einem von Hemsterhuis gezeichneten Entwurfe errichtetes Grabmonument schmückte die Stätte, an welcher der „Magus aus dem Norden" in fremder Erde den letzten Schlaf hielt; erst mehr als ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1851, wurden seine Gebeine auf den Überwasserkirchhof übergeführt. Oft weilte die Fürstin, in fromme Betrachtungen versunken, am Grabe des Freundes, der ihr für kurze Zeit das gewesen war, was ihr bald nachher Overberg in weit höherem Grade wurde: ein „Vater", der sich an den Tugenden seines Kindes erfreut, ohne die Fehler zu übersehen.

Bei der Erinnerung an Hamann schwanden Ärger, Gram, Empfindlichkeit, Ungeduld oder was sonst ihren Seelenfrieden stören wollte, von ihr, und ihr war, als müsse sie solchen Anfechtungen zurufen: „Stille, stille! stört mich nicht in meiner Achtsamkeit auf dieses Bessere!“

In solcher Stimmung ertrug sie auch sanftmütig die Störung, die ihr durch den Besuch ihres Gemahls und Hemsterhuis' noch am Abend des Sterbetags Hamanns bereitet wurde. Fürst Gallitzin erschien alljährlich auf einige Wochen bei den Seinen, obgleich er sich zu dauerndem Aufenthalt in der westfälischen Hauptstadt auch nach dem Rücktritt von seinem diplomatischen Posten nicht entschließen konnte. Bei aller Hochachtung, die er für Fürstenberg und manchen andern der gelehrten Freunde seiner Gemahlin empfand, mochte er doch fühlen, daß er, der elegante Weltmann, in den „Bund der Guten“ nicht recht hineinpaßte. Auch mochte ihm das längere Beisammensein mit seiner häufig kränkelnden und schwermütigen Gattin, deren religiöser Wandlung er verständnislos gegenüberstand, lästig sein. Der Fürstin aber, der hier wie überall die Rücksicht auf ihre Kinder über alles ging, war seine Abwesenheit insofern erwünscht, als sie für die jungen Seelen den Einfluß seines oberflächlichen Wesens und seiner Gleichgültigkeit gegen alle religiösen Fragen befürchtete. Trotzdem sah sie stets darauf, daß die Kinder ihm Gehorsam und Achtung erwiesen, hielt sie dazu an, für sein Seelenheil zu beten, und erklärte ihnen, wenn der Vater anders denke und rede als z. B. Fürstenberg oder sonst jemand ihres Kreises, so sei das verzeihlich, weil er

das Unglück habe, „kein Jünger Christi und von Jugend auf in der verdorbensten Sphäre der Welt erzogen zu sein“.

Außer dem Fürsten gehörte Hemsterhuis zu den häufigen Sommergästen in Angelmodde. Fürstin Amalie bewahrte ihm die treue Freundschaft, die sie ihm als ihrem ersten Lehrer und Führer zum Guten schuldete, und versuchte es, jetzt, da sie seiner Führung nicht mehr bedurfte, ihn auf den Weg zu lenken, den sie selbst nun wandelte. Als sie im Jahre 1790 erfuhr, daß er schwer erkrankt sei, schrieb sie ihm einen liebevollen Brief, in welchem sie die Beweise für die Wahrheiten des Christentums mit großer Klarheit entwickelte; doch dieser Brief traf zu spät im Haag ein: Hemsterhuis war kurz vorher aus dieser Welt geschieden.

Mehr noch als die Liebe und Verehrung ihrer Freunde ist die Bewunderung, die auch Vertreter anderer Sinnesrichtungen der Fürstin zollten, ein Beweis für die Macht ihrer Persönlichkeit und den eigenartigen Zauber, den ihre Klugheit und Güte ausübten. Mußte doch selbst Goethe, dem die Ziele und Bestrebungen der familia sacra fern lagen, anerkennen, die Fürstin sei eine „herrliche Seele“, die durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem wecke und stärke, eine „kostbare Seele“, von der es ihn nicht wundernehme, daß sie die Menschen so anziehe.

Die Fürstin und Goethe hatten voneinander bereits durch Briefe gemeinsamer Freunde gehört, als sie sich im Sommer 1785 während der schon erwähnten Reise der Fürstin und ihrer Kinder durch Thüringen und Sachsen persönlich kennen lernten. Die kleine Reise-

gesellschaft, zu der auch Fürstenberg, Hemsterhuis und Sprickmann gehörten, weilte mehr als eine Woche in Weimar und verkehrte dort freundschaftlich mit Goethe und seinem ganzen Kreise, wenngleich Wieland und Herder ihren Beifall nicht fanden. Gern gesehen war dagegen des letzteren kluge Frau, die ihrerseits von der Fürstin und ihren Begleitern sehr eingenommen war. „Ein Weib von dem festen Charakter (wie die Fürstin Gallitzin) habe ich noch nicht gesehen", äußerte sie in einem Briefe aus jener Zeit, „und dann blickt in ihren dunkelblauen Augen so viele Liebe wider, daß wir sie recht lieb gewonnen haben. Ihre Kinder haben eine zarte Geschwisterseele gegeneinander und ein so unschuldig treuherziges Wesen gegen andere." Goethe selbst schrieb damals über die Münsteraner an Frau von Stein: „Es sind interessante Menschen und wunderbar sie miteinander zu sehen", und: „Es sind wirklich vorzügliche Menschen." Anfangs waren es zwar mehr die Begleiter der Fürstin, die ihn anzogen, als diese selbst; er fand ihre Art, sich offen und ohne alles Zeremoniell zu geben, nicht weiblich und benahm sich ihr gegenüber kalt und zurückhaltend, doch bei öfterem Beisammensein verwandelte sich seine Voreingenommenheit in aufrichtige Bewunderung. Bald nach der Heimkehr erhielt Fürstin Amalie einen Brief von ihm, worin er sie bat, mit ihm in Korrespondenz zu treten; denn sie allein habe den Schlüssel zu seinem lange verschlossenen Herzen gefunden, und ein vertrauensvoller Meinungsaustausch mit ihr würde ihm wohltun. Die Fürstin erzählt von diesem Briefe in ihrem Tagebuch und fährt fort: „Einen ganzen Winter blieb ich im Kampf, solle ich, solle ich nicht. Aber da

ich keinen wahrscheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zuviel Beschäftigung für mein Herz darin mutmaßte, konnte ich mich zu keiner Antwort entschließen." Kurz vorher hatte Lavater die gleiche Bitte an sie gerichtet, und auch sein Brief blieb unbeantwortet, ebenso ein späterer von Herder.

Die zweite Begegnung zwischen Goethe und der Fürstin Gallitzin, diesen beiden Mittelpunkten zweier so ungleichartiger Kreise wie der Münsterer und der Weimarer, fand mehrere Jahre später in Münster statt. Auf der Rückkehr aus Frankreich kam der Dichter, nachdem er einige Zeit der Gast Jacobis in Pempelfort gewesen, Anfang Dezember 1792 nach Münster. Er war abends spät angekommen und hatte die Nacht im überfüllten Gasthause „auf einem Stuhle in der Wirtsstube" verbracht, am andern Morgen aber holte die Fürstin persönlich ihn ab und beherbergte ihn vier Tage hindurch als Gast in ihrem Hause. Goethe hat diese Tage recht ausführlich in seiner „Campagne in Frankreich" beschrieben. „Ich wußte, daß ich in einen frommen, sittlichen Kreis hereintrat", sagte er, „und betrug mich danach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend. . . . Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten; sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse." Er spricht dann von ihrem Leben, das sich ausfüllte „mit Religionsübung und Wohltun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Be-

dürfnis ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrat und alles, dessen man sonst benötigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miete wohnte.... Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst. . . ." Häufig gab die Hemsterhuissche Steinsammlung, für die Goethe sich interessierte, den Unterhaltungsstoff ab. Dagegen wurden religiöse Gespräche eher vermieden als gesucht, denn „beide Teile machten sich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Überzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerstreit gereichen könnte". Eines Abends, als der Freundeskreis der Fürstin um ihn versammelt war, erzählte Goethe von der Feier der Karwoche und der Ostertage, des Fronleichnams- und Peter- und Paulfestes in Rom, wie er sie während seiner italienischen Reise kennen gelernt hatte, und fesselte dadurch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer in hohem Grade. Die Fürstin sagte ihm nachher, man habe sie vor ihm gewarnt: er verstehe es, sich so fromm zu stellen, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könnte. „Verehrte Freundin", erwiderte der Dichter, „ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren, unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder auch ebenso rein darzustellen." — Wie wohltätig Goethe die „edle, gute, sittlich frohe Gesellschaft" der Münsteraner empfand, schildert er mit den Worten: „In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb oder

unfreundlich zu sein; im Gegenteil fühlte ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte."

Als der Tag des Abschieds gekommen war — „man mußte doch sich einmal trennen", schreibt Goethe —, übergab die Fürstin ihrem scheidenden Gaste als Zeichen ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft die Steinsammlung, damit er sie daheim mit Kennern genauer betrachten und studieren könnte, als es jetzt bei der Kürze der Zeit möglich gewesen. Goethe nahm das Anerbieten nach einigen Einwänden dankbar an und behielt die Sammlung in der Tat längere Zeit bei sich.

Fürstin Amalie ließ es sich nicht nehmen, den Dichter bis zur nächsten Poststation zu begleiten. Unterwegs wurde ein ernstes Gespräch über „die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre" geführt, ohne daß eine Übereinstimmung erzielt werden konnte: „Ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo", berichtet Goethe, „auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich, wo nicht hier, doch dort wiederzusehen." — In dieser Welt war ihnen kein Wiedersehen mehr bestimmt, wohl aber wurden von nun an Briefe zwischen ihnen gewechselt, auch schickte Goethe der Fürstin seine neuen Werke zu. Viel später einmal äußerte er einem Freunde, dem Rat Schlosser, gegenüber, er interessiere sich für alles, was ihn an die Fürstin und ihren Freundeskreis erinnere, denn bei ihnen habe er zum erstenmal in seinem

Leben die Ehrfurcht gefühlt, welche er vor jenen echt katholischen Naturen empfinde, „die, befriedigt im festen und treuen Glauben und Hoffen, mit sich und andern in Frieden leben und Gutes tun aus keinen andern Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will“.



Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Es erübrigt noch, eines vertrauten Freundes der Fürstin zu gedenken, an dem ihr wohltätiger Einfluß mehr als an jedem andern zu Tage trat, des Grafen Friedrich Leopold Stolberg.

Der Dichter Matthias Claudius, Herausgeber des durch ihn berühmt gewordenen „Wandsbeker Boten", gleich dem Grafen gläubiger Protestant, hatte diesem von der Fürstin Gallitzin erzählt, von dem Besuche, den sie ihm in Begleitung Overbergs und ihrer Kinder zu Anfang des Jahres 1791 in Wandsbek abgestattet, und von der Bewunderung, mit der sie ihn und die Seinen erfüllt hatte. Da Stolberg auch von andern Seiten viel Rühmliches von der edeln Frau gehört hatte, beschloß er, sie persönlich kennen zu lernen. Auf einer Reise nach dem Süden, die er mit seiner zweiten Gemahlin Sophie, gebornen Komtesse von Redern, unternahm, machte er in Münster Halt (Juni 1791), wurde von der Fürstin mit großer Herzlichkeit begrüßt und verlebte in ihrem Kreise einige „beseligende Tage". Der Eindruck, den er von ihr empfing, war mächtiger, als er erwartet hatte. Sie „verbindet in so eminentem Grade das Hohe und Gute mit dem Lieblichen, daß sie einem gleich unentbehrlich wird", schrieb er an seinen Bruder; „sanfte Sehnsucht nach ihr wird mich im Leben nicht verlassen". Der Geist des Christentums, des christkatholischen Glaubens



Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.
Nach einem Gemälde von J. C. Rincklake; Stich von J. G. v. Müller.

ruhe so sichtbar auf ihr, daß ihm durch sie ein Begriff von der Heiligung, die in der katholischen Kirche zu erringen wäre, gegeben sei. Seine Gemahlin urteilte über die Fürstin: „Es ist unmöglich, herzlicher, natürlicher, liebenswürdiger zu sein als sie. Sie hat ausgebreitetere Kenntnisse, als ich sie bei einem Weibe fand.... Ihre Kenntnisse sind jedoch ihr geringstes Verdienst: ihr Geist, ihre Seele, ihre Frömmigkeit erfüllen mit so inniger Bewunderung und Liebe. Diese Frau, die sich durch ihre Gelehrsamkeit so sehr auszeichnet, die mit eiserner Festigkeit tausend Hindernisse überwand, um ihrem Erziehungs- und Lebensplan treu zu bleiben, näht selbst die Wäsche für ihre Kinder, ist äußerst einfach, sanft, so innig liebend."

Nach der Rückkehr aus Italien im März 1793 trat Graf Stolberg das Amt eines Kammerpräsidenten in Eutin an. Hier besuchte ihn die Fürstin mit ihrer gewöhnlichen Reisebegleitung, Overberg, ihren Kindern und ihrer Nichte Amalie, schon im ersten Sommer. Unterwegs wurde abermals bei Claudius Station gemacht: In einem langen Leiterwagen, in Stroh gebettet, zog die kleine Gesellschaft in Wandsbek ein und mußte, da das Claudiussche Haus von Gästen bereits überfüllt war, von Haus zu Haus um Quartier betteln, wurde aber überall wie Lumpenvolk abgewiesen, wie die Fürstin in einem heiteren Brief an die Drosteschen Brüder erzählt. Erst durch die Vermittlung einiger vornehmer Damen des Ortes erhielten die Reisenden, die für arme Emigranten gehalten worden waren, ein anständiges Quartier. Die mit dem frommen Claudius verlebte Zeit nennt die Fürstin „wahre Erbauungsstunden", in denen sie Gott

und das Christentum lebendig wirksam gefühlt habe. — In Eutin fand die Reisegesellschaft im Hause der freudig überraschten Stolbergs die liebevollste Aufnahme. Prinzessin Mimi schrieb an die beiden älteren Droste: „Unserer lieben Mutter ist es hier so ganz wohl. Sie wird auf Händen getragen und kann ihrem Herzen freien Lauf lassen; denn Christentum und Liebe herrschen so ganz in diesem Zirkel. Aber kaum kann sie die ihr zu ihrer Ruhe so nötigen Stunden der Einsamkeit zur näheren Unterhaltung mit Gott finden, so beständig sind Stolbergs einzeln oder alle zusammen um sie und mit ihr, ich möchte sagen, wie die Eisenfeile um den sie anziehenden Magnet.... Das einzige Unangenehme ist, daß wir keine katholische Kirche hier haben und daher des Sonntags nach Lübeck, acht Stunden von hier, fahren müssen. Vorigen Sonntag fuhren wir in der Nacht um 12½ Uhr hin ..." Und die Fürstin selbst warnte die jungen Freiherren in bester Laune: „Liebe Kinder, reiset nie nach Eutin, es ist wie die Löwenhöhle; man sieht wohl die Fußstapfen der Kommenden, aber die der Gehenden nicht!" — eine Anspielung auf die Schwierigkeit, sich zur Abreise zu entschließen. In der Tat weilten die Gäste einen ganzen Monat im gastlichen Hause des gräflichen Paares und machten sich erst auf den Heimweg, als Overbergs Anwesenheit in Münster unumgänglich notwendig geworden war.

Was die Anwesenheit der Münsteraner für Stolberg bedeutete, geht aus den Briefen hervor, die er in jener Zeit an Freunde und Verwandte richtete. „Heilig und teuer wie eine Erscheinung aus jener Welt" ist ihm der

Besuch der Fürstin, „denn Kräfte jener Welt leben und weben in ihr und gehen wohltätig von ihr aus.“ — „Jeder Tag macht mir diese allerliebste Freundin noch lieber“, heißt es ein andermal; „möchte jeder Tag, den ich in ihrem himmlischen Umgang zubringe, mich Gott näher bringen! Geschieht das nicht, so ist es meine Schuld und eine schwere Schuld. Aber ich hoffe, daß Gott, welcher mir und den Meinigen diesen Engel zugeführt hat, an uns seine Absicht nicht ganz verfehlen werde. . . . Es wird mir das Herz bluten bei der Trennung von ihr, aber ich werde mich doch, solange ich lebe, von ganzem Herzen und von ganzer Seele freuen, ihres geisterhebenden und herzerquickenden Umgangs einen ganzen Monat genossen zu haben.“ Und Gräfin Sophie fügt hinzu: „Ach, wer mit der Fürstin leben und sterben könnte! Engel der Finsternis müßten durch sie zu Gott kommen, deucht mich. Wie lieb sie mir ist, wie jeder Blick auf sie sie meinem Herzen näher bringt, können Worte nicht sagen. Auch ihre Begleiter alle habe ich sehr lieb, alle nach Stand und Würden, und Overberg obenan.“

Zwischen der Fürstin und dem gräflichen Paare wurden von nun an häufig Briefe gewechselt, in denen von seiten Stolbergs aus seiner großen Verehrung für die Freundin so wenig ein Hehl gemacht wurde, daß sie ihm einmal schrieb: „Daß Du mich in kolossaler Proportion siehst, weiß ich und habe Dir's längst schon ohne Mäntelchen gerade herausgesagt. Da es aber Deiner lieben Seele wohltut, mich so zu sehen und auch so mit mir zu reden, und es der meinigen, solange ich mir meiner bewußt bleibe, wie ich glaube, nicht sonderlich

schaden kann, da mir nicht unbewußt ist, daß Gott sich ja auch wohl einmal eines Esels bedient hat, durch ihn mit einem Propheten zu reden, — so habe ich mich darein ergeben."

„Der Gallitzin gehe ich entgegen mit denselben Gefühlen wie das Kind dem heiligen Christ", meldete Stolberg im nächsten Herbste seiner Schwester, als er sich mit seiner Gemahlin zu einer zweiten Reise nach Münster rüstete. Bei der Ankunft in der westfälischen Hauptstadt fand er die Fürstin krank an Körper, aber heiteren Sinnes und sehr erfreut über das Wiedersehen, und auch diesmal konnte er berichten: „Ihr Umgang tut mir unaussprechlich wohl." Die ernsten Gespräche über religiöse Fragen, die bei diesem Beisammensein geführt wurden, fanden während der nächsten Jahre briefliche Fortsetzung. Denn Graf Stolberg, seit seiner Bekanntschaft mit den Münsteranern von religiösen Zweifeln gequält und nach der Erkenntnis strebend, welches die eine, wahre, von Christus gestiftete Kirche sei, rang in hartem Seelenkampfe nach Erleuchtung und Wahrheit. Und die Fürstin stand ihm in diesem Ringen treu zur Seite: sie erbaute ihn durch ihr christliches Beispiel, gab ihm aufklärende Antworten auf alle seine Fragen, sandte ihm Bücher, aus denen er Belehrung schöpfen konnte, vor allem aber schloß sie ihn in ihr tägliches Gebet ein und empfahl ihn auch der Fürbitte ihrer übrigen Freunde. „Der Gedanke, daß so viele Kinder Gottes für mich beten, erhebt mir oft das Herz", heißt es in einem Briefe des Grafen an den ihm ebenfalls innig befreundeten Weihbischof Kaspar von Droste-Vischering, „soll mich aber auch mit Furcht und Zittern erfüllen.

Denn wie schändlich wäre es, wenn meine Untreue so viele Treue der andern vereitelte!" Der Mahnung der Fürstin folgend, ließen auch er selbst und seine Gemahlin nicht ab, in heißem Gebete Gott anzuflehen, daß er sie in die katholische Kirche, wenn diese wirklich die wahre Kirche sei, einführen möge.

Auch während eines neuerlichen Besuches, den die Fürstin und Overberg in Eutin im Sommer 1797 abstatteten, kamen fast nur religiöse Fragen zur Sprache, ohne daß Stolberg zu einem Entschluß gelangt wäre. Sein Herz sei längst katholisch, meinte er, der Kopf aber finde immer noch etwas zu protestieren und bleibe somit protestantisch. Doch verlor er nicht die Überzeugung, daß Gott ihm zur rechten Zeit „den Port der Wahrheit und des Friedens" öffnen werde. Weit davon entfernt, ihn zu einer Entscheidung zu drängen, ermahnten die Freunde ihn zu Geduld und Beharrlichkeit; „prüfen Sie, aber übereilen Sie nichts!" redete Overberg ihm zu, „und vor allem beten Sie und seien Sie demütig vor Gott; denn nur Gebet und Demut gibt die rechte Erleuchtung und Erkenntnis der Wahrheit".

Eine Zeitlang schien es freilich, als drängen all die Gebete nicht bis zu Gottes Thron: Stolberg kam aus dem Zweifeln und Grübeln nicht heraus. Es gingen noch Jahre hin, bevor ihm, nach seinen eigenen Worten, Gott hinüberhalf „über den breiten Graben, der den gelehrten Prüfer der verschiedenen Lehrsätze von dem gehorsamen Kinde des Glaubens an die *eine*, unfehlbare Kirche und ihre Lehre scheidet". Die Fürstin aber ließ nicht ab, an seinem Seelenheil zu arbeiten; mit unermüdlicher Geduld beantwortete sie immer wieder seine

Fragen, zerstreute sie seine Zweifel, tröstete sie ihn, wenn er verzagen wollte. „Sie besitzen das Vertrauen der ganzen Familie in höchstem Grade und Sie werden, wie ich hoffe, für dieselbe das Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit sein", schrieb der Fürstin der Hauslehrer der Stolbergschen Kinder, einer der emigrierten französischen Geistlichen, den sie an den Grafen empfohlen hatte; „indes muß ich doch sagen", fügt er hinzu, „daß ich das glückliche Geschehnis als noch in weiter Ferne stehend und selbst als zweifelhaft betrachte."

Am 2. Mai 1800 trafen Graf und Gräfin Stolberg wieder zum Besuche der Freunde in Münster ein. Fürstenberg, den der Graf sehr verehrte, weilte damals in Paderborn, Overberg und Fürstin Amalie aber nahmen sich der Gäste abermals auf das liebevollste an und versicherten sie von neuem ihrer unablässigen Fürbitte, ohne zu ahnen, wie nahe die Erhörung ihrer Gebete war. In jene Zeit fiel der Tag, den Overberg als den freudenreichsten des ganzen Jahres zu bezeichnen pflegte: der Tag der heiligen Erstkommunion seiner Schulkinder. Mit der Fürstin begaben sich auch Graf Stolberg und seine Gemahlin, die im Herzen längst alle Glaubenszweifel überwunden hatte, zur festlich geschmückten Kirche. Nachdem die Kinder die heilige Kommunion empfangen hatten, forderte Overberg sie auf, ihre Gebete mit dem seinen zu vereinigen, um den göttlichen Heiland in einer bestimmten Angelegenheit um Beistand anzuflehen. Ohne ihnen näher zu sagen, warum es sich handelte, betete er um Erleuchtung für Stolberg. Dieser aber fühlte mit unbeschreiblicher Freude, wie alle

ihm bisher unüberwindlich scheinenden Zweifel aus seiner Seele schwanden, und wie die Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens siegreich Einzug hielt.

Wenige Tage später, am Pfingstfeste (1. Juni 1800), gab es in der familia sacra einen unvergeßlichen Festtag: Graf und Gräfin Stolberg legten in der Hauskapelle der Fürstin vor Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntnis ab. „Der Vogel hat seine Wohnung und die Schwalbe ihr Nest gefunden, um ihre Jungen darin zu bergen", frohlockte Stolberg, „das heißt: deine Altäre, Herr Gott der Heerscharen, mein König und mein Gott! In einen Strom heiliger Freude getaucht, sollte mein Herz ein Tempel sein, worin das Lob des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs sich unaufhörlich vernehmen ließe, denn er hat mir und meiner Sophie Barmherzigkeit erwiesen, und er wird sie auch meinen Kindern erweisen." Und diese frohe, zuversichtliche Stimmung blieb ihm auch trotz der mancherlei Kränkungen und Schmähungen, die ihm von einigen seiner früheren protestantischen Freunde in der Folge zugefügt wurden. Fand er doch reichlichen Ersatz und Trost im Verkehr mit dem Münsterer Freundeskreise, mit dem er sich durch seine Konversion noch inniger, noch fester vereinigt fühlte. Um diesen Verkehr nach Herzenslust genießen und an den edeln Bestrebungen der familia sacra eifriger teilnehmen zu können, als es ihm aus der Ferne möglich war, beschloß er, seine Ämter niederzulegen und mit den Seinen nach Münster zu übersiedeln. Schon im Oktober desselben Jahres kam dieser Entschluß zur Ausführung. „Gott sei gelobt, daß und warum wir nach

Münster ziehen!" schrieb der Graf am Tage vor seiner Abreise aus Eutin an den Erbdrosten; „schon lange zählten wir die Tage, bald werden wir die Stunden zählen und dann mitten unter Euch sein, im Schoß der Kirche, in welche der gute Hirt selbst uns hineingeführt hat."



Leiden und Tod der Fürstin Gallitzin.

Von den Folgen ihrer schweren Krankheit im Frühling 1783 hatte sich Fürstin Amalie nie mehr ganz erholt. Ihre Tagebücher berichten immer wieder von körperlichen Leiden mancherlei Art, vor allem bereiteten ihr heftiges Hüftnervenweh, Schlaflosigkeit, nervöser Druck im Kopfe sowie krampfartige innerliche Schmerzen viele qualvolle Stunden. Sie schildert sich als „schier immer kränkelnd auf die drückendste Weise an einer ängstlichen Zusammenziehung aller Gefäße" und klagt oft über Schwermut und Schwarzseherei, in die sie durch Krankheit versetzt worden und die sie nur mit Mühe durch das feste Vertrauen zu Gott und die Überzeugung, daß sie auf Erden nur ein Pilgrim sei, überwinden könne. Kaum kann sie einmal eine Besserung melden, so heißt es auch wieder: „Wie bald erfuhr ich, daß der, der äußerlichen Trost sucht, gar bald zu schanden wird! Nur wenige Tage dauerte diese erschlichene Ruhe; die Körper- und Seelenbedrängnisse kamen gar bald und nur um so viel mutlosmachender zurück." Sie ging aber auch keineswegs schonend mit ihrer Gesundheit um, ermüdete sich durch weite Spaziergänge mit ihren Kindern, badete zuweilen dreimal an einem Tage, in der Meinung, ihren geschwächten Körper dadurch neu zu stärken, und gönnte sich sowohl daheim als auf ihren Reisen keinerlei Bequemlichkeiten. Oft auch verleitete ihr Wohltätigkeits-

sinn sie zu Anstrengungen, denen ihre Kräfte nicht gewachsen waren. Overberg erzählte z. B., daß sie es sich zur Pflicht gemacht hatte, wöchentlich eine Nacht am Lager eines armen Kranken zu wachen. Zuweilen ging sie noch spät abends von Hause fort, um einer notleidenden Familie Hilfe zu bringen oder einem Sterbenden mit Gebet und Trostworten beizustehen. Kam einmal ein seltener Leckerbissen auf ihren Tisch, so entzog sie ihn sich, um ihn irgend einem Armen oder Kranken zukommen zu lassen. „Die fromme Fürstin", „die heiligmäßige Frau" hieß sie daher auch bei den Leuten von Angelmodde und in dem Armenviertel von Münster.

Im Sommer 1805 weilte die Fürstin mehrere Wochen in Vreden i. W., um die dortige Äbtissin, die ihr befreundete Gräfin Therese von Truchseß, in einer schweren Krankheit zu pflegen. Sobald die Gefahr überstanden schien, kehrte Fürstin Amalie nach Münster zurück, doch bald nach ihr traf dort die Nachricht vom Tode der Äbtissin ein. Die anstrengende Krankenpflege und die darauf folgende unerwartete Gemütserschütterung vermehrten die Schwäche und die Leiden der edeln Frau in besorgniserregender Weise. Zwar konnte sie noch mehrere Stunden des Tages außer Bett zubringen, doch fühlte sie sich nie mehr ganz frei von Schmerzen, die sie mit großer Geduld ertrug. Dr Katerkamp erzählt aus jener Zeit den folgenden Beweis für den einfachen und mildtätigen Sinn der Fürstin: Man hatte ihr geraten, einen großen, weichen Teppich zu kaufen, um sich das Auf- und Niedergehen im Zimmer, die einzige Bewegung, die sie sich noch gestatten konnte, bequemer und weniger schmerzhaft zu machen. „Sie ließ einen gewöhn-

lichen aus Amsterdam verschreiben, aber durch Versehen des zum Ankauf Beauftragten wurde ein levantinischer geschickt, welcher zweckmäßiger, aber viel teurer als die gewöhnlichen war. Die Fürstin forderte durchaus, daß er wieder verkauft werden solle, um einen wohlfeileren anzuschaffen, damit der Überschuß zum Almosen gegeben werde. ‚Es ist unrecht', sagte sie, ‚daß ich mit Füßen trete, was eine arme Familie auf einige Zeit ernähren kann.' Zum Glück kam es nicht zu dem Verkaufe, denn es zeigte sich bald, daß die gewöhnlichen nicht weich genug wären, den beabsichtigten Zweck zu erreichen."

Im Frühling des nächsten Jahres machte sich ein schneller Kräfteverfall bemerkbar, und seit dem 2. März konnte die Fürstin ihr Lager überhaupt nicht mehr verlassen. Die Niedergeschlagenheit aber, die sonst fast immer eine Folge ihrer Leiden gewesen war, blieb diesmal aus: in Gebet und fromme Betrachtungen versunken lag sie still da, lohnte jeden ihr erwiesenen Liebesdienst mit herzlichen Dankesworten und erklärte, es sei ihr unmöglich, Gott um Verminderung ihrer Beschwerden zu bitten, sie bitte ihn nur um Geduld. Overberg gestand, er könne sich nicht erinnern, ihr Antlitz je so heiter, ruhig, freudenvoll, so himmlisch schön gesehen zu haben, als oft in der Zeit ihrer letzten Krankheit inmitten der ärgsten Schmerzen. Gern ließ sie sich etwas Erbauliches vorlesen, aber selbst hierbei dachte sie noch mehr an andere als an sich selbst: sie wählte den Lesestoff so, daß er auch den jeweiligen Vorlesenden — Overberg, Prinzessin Mimi und Komtesse Amalie teilten sich in dieses Amt — interessieren oder ihm nützen mußte.

Die Leiden der Kranken wurden mit jedem Tage qualvoller. Wassersucht hatte sich eingestellt und als deren Folge Atemnot und entsetzliche Beängstigungen. Die Fürstin selbst erwartete täglich den Tod und wunderte sich jeden Morgen von neuem, daß sie das Tageslicht noch einmal begrüßen dürfe. Die Ärzte, Medizinalrat von Druffel und Hofrat Forkenbeck, die beide sowohl ihrer Geschicklichkeit als ihres christlichen Sinnes wegen von der Fürstin sehr geschätzt wurden, machten kein Hehl daraus, daß Hilfe nicht mehr in ihrer Macht stand. Trotzdem empfing die Kranke sie stets mit Freundlichkeit und Dank und unterhielt sich eine kleine Weile aufs liebenswürdigste mit ihnen, wenn ihr Zustand es nur irgend gestattete. So war es auch am Abend des 26. April gewesen, und die Ärzte hatten sie sorglos verlassen, ohne sich für die Nacht auf etwas Schlimmes gefaßt zu machen. Gegen 12 Uhr aber wurde die Fürstin von heftigen innerlichen Schmerzen und atemraubender Angst befallen. Sie fühlte, daß sie vor dem letzten Kampfe stehe, und während sie sonst in ihren Leidensstunden so wenig Menschen wie möglich um sich sehen wollte, befahl sie diesmal, alle Hausgenossen zu wecken und im Krankenzimmer zu versammeln, damit sie von ihnen allen Abschied nehmen könne. Auch Dr Druffel wurde schnell geholt. Bei seinem Eintritt fand er die Leidende auf einem Stuhle sitzend, gestützt auf eine vor ihr kniende Magd, geschwind und mühsam atmend und durch Schmerzenslaute unterbrochene Gebete flüsternd. Einmal sagte sie recht vernehmlich: „Ich segne" (einige der Umstehenden verstanden: ich sehe) „euch noch alle, meine Kinder", und nannte dann die Namen ihrer vertrautesten Freunde.

Der Arzt bat sie, einen Schluck Wein zur Stärkung zu nehmen; nachdem sie sich anfangs geweigert hatte, willigte sie mit den Worten ein: „Doch, ja! alles, was Sie wollen!“ und nippte an dem Glase, das man ihr hinhielt. Als sie bald darauf etwas Erleichterung zu fühlen schien, fragte man sie, ob sie nun weniger leide. „Ich leide wie zuvor“, war ihre Antwort, „aber ich werde zu schwach, um den Schmerz ausdrücken zu können.“ Dr Druffel riet ihr, sich wieder ins Bett tragen zu lassen. „Ja“, meinte sie, „sagt mir nur, wo ich mich hinlegen soll, um recht bald zu sterben.“ — „Sterben?“ fragte Overberg mit sanftem Vorwurf, „wollen wir denn nicht leiden, solange Gott will?“ Da erwiderte die Kranke mit dem Ausdruck freudigen Vertrauens: „O, das versteht sich! von ganzem Herzen gern!“ Und sie überlegte selbst, wie man sie am leichtesten wieder ins Bett bringen könnte.

Inzwischen war Mitternacht vorübergegangen und der neue Tag war angebrochen. Es war der Sonntag Jubilate. Der Arzt bat Overberg, der schon bei Beginn der Krankheit die obrigkeitliche Bewilligung erwirkt hatte, im Nebenzimmer die heilige Messe zu lesen, sobald als irgend tunlich mit dem Gottesdienste zu beginnen, da man nicht wissen könne, wie lange die Sterbende bei Bewußtsein bleiben werde. Die heilige Ölung hatte sie schon auf ihren besondern Wunsch in der österlichen Zeit empfangen, so wie sie auch während ihrer ganzen Krankheit mehrmals wöchentlich kommuniziert hatte. Overberg folgte der Aufforderung des Doktors, blieb mit der Fürstin allein und hörte noch einmal ihre Beichte, wobei er, wie er selbst nachher äußerte, durch die Reue und Demut, mit denen

sie schon oft gebeichtete Sünden nochmals bekannte, aufs tiefste ergriffen wurde. Während der heiligen Messe flüsterte die Sterbende wiederholt die Worte: „Geschwind, geschwind!“ als fürchte sie, scheiden zu müssen, ohne den Leib des Herrn empfangen zu haben. Allmählich aber wurde sie ruhiger, faltete fromm die Hände und sprach zweimal leise, doch so, daß die neben ihr Knienden es deutlich verstehen konnten: „Du weißt es, daß ich nichts habe, als was ich von dir empfangen habe!“ — Die heilige Messe war bis zur Kommunion des Priesters vorgeschritten. „Nun brachte ich ihr also“, erzählt Overberg in einem Bericht, den er für die Freunde der Fürstin niederschrieb, „zum letztenmal den Leib des Herrn, den sie mehrere hundertmal mit brennender Begierde und Liebe von meiner Hand empfangen hatte. Als sie von ihrer Tochter hörte, daß ich mit dem allerheiligsten Leibe käme, richtete sie sich, ihrer großen Schwäche ungeachtet, auf ihre Knie, faltete die Hände und sah die heilige Hostie mit einem Blick an, den ich nie vergessen werde: es war der Blick der Sehnsucht, der Liebe, der Demut, des Dankes und des Trostes, die ihr Herz gewöhnlich bei der heiligen Kommunion erfüllten, aber wohl noch nie so ganz als diesmal, da sie dem Ziele aller ihrer Wünsche, nämlich den zu schauen, den sie hier unter Brotsgestalt verborgen empfing, so nahe war.“

Nach der heiligen Kommunion verharrte die Fürstin einige Minuten in stiller Anbetung, dann richtete sie sich, von ihrer Tochter gestützt, im Bette auf, rief dreimal laut und sehnsüchtig den Namen des göttlichen Heilands, neigte den Kopf zur Seite und verschied. Prinzessin Mimi erkannte erst an den Tränen Dr Druffels, der



Kirche zu Angelmodde mit Grabmal der Fürstin Gallitzin. (Phot. E. Alpers, Hannover.)

den Puls der Sterbenden fühlte, daß sie ihre Mutter verloren hatte, „die geliebteste, beste, trefflichste Mutter, jetzt unser Schutzengel bei Gott!“ wie sie am selben Tage dem fernen Bruder schrieb. „Ihre zarte, große, liebevolle, heilige Seele ging über in die Hände ihres Geliebten, der in äußeren schrecklichen Leiden ihr innere namenlose Wonne gab“, meldete Graf Stolberg seinen Geschwistern, und Gräfin Sophie fügte einige Tage später hinzu: „Man mußte tief in diese liebevolle Seele, die alles vereinigte, was man bei andern einzeln findet, hineingeschaut haben, um zu wissen, was ihre Freunde an ihr verlieren. In diesem Leben sehen wir sie nicht mehr, aber solange ich lebe, werde ich mit ihr fortleben, mich jedes ihrer Worte zu erinnern suchen, immer besser zu verstehen, was sie war, ihren heiligen Wandel, was sie mir war als Mutter, als Freundin, als Vertraute jeder meiner Sorgen, meiner Empfindungen, in deren große, liebevolle Seele man alles hineinlegen konnte, in deren Umgang man alles fand, was die Erde zum Himmel macht.“

Einige Tage vor ihrem Tode hatte die Fürstin den Wunsch geäußert, auf dem Dorfkirchhof in Angelmodde begraben zu werden, „an dem Platz, wo man die Armen begräbt“. So wurde sie denn am 30. April von den Freunden hinausbegleitet und dicht bei dem bescheidenen Kirchlein, in dem sie so viele Stunden der Andacht verbracht hatte, zur letzten Ruhe gebettet. Ein einfaches, an die Kirchenmauer gelehntes Kruzifix schmückt die Stätte. In den Sockel des Kreuzes ist der Spruch Philipper 3, 8 eingegraben: „Ich achte alles für Schaden, gegen die alles übertreffende Erkenntnis Christi, und halte es für Kot,

damit ich Christus gewinne", und darunter die Worte: „So war gesinnet, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin Amalia von Gallitzin, geborne Gräfin von Schmettau, deren Gebeine vor diesem Bilde in der Hoffnung ihrer glorreichen Auferstehung ruhen. Sie starb den 27. April 1806 im 58. Jahr ihres Alters. Bethe für sie."

Wie das Gedächtnis an die Verklärte in Angelmodde hochgehalten wurde, zeigt ein Brief Stolbergs an seine Schwägerin, der er von einem späteren Besuche in dem Dorfe berichtet: „Die guten Leute, bei denen sie zu wohnen pflegte, und andere erzählten mir viel von ihr. Diesem hatte sie Brot und Saatkorn angeschafft, jenes Kinder in der Schule freigehalten, hier die junge Hausfrau, die sie vor einigen Jahren ins Haus genommen und erzogen, ausgestattet, dort einer Familie ein Feld von 170 Reichstalern gekauft, überall Bibeln, Katechismen, andere gute Bücher verteilt, Hausrat gegeben usw. usw. Solange sie lebte, waltete der Geist ihrer Demut im Schweigen der guten Leute, aber izt wird ihr Dank desto lauter. Die Aussaat war still und das Korn verbarg die Erde; aber das Rufen der Ernte ist desto lauter. Immer findet man ihren Grabhügel mit Blumen und Blüten bestreut, und auch aus der Stadt kommen oft Leute hin, die sich an ihr Grab hinsetzen." Und noch mehr als drei Jahrzehnte nach dem Tode der edeln Frau konnte Levin Schücking schreiben: „Wenn man die ältesten Leute des Ortes nach der, die da schlummert, fragt, sieht man eine Rührung die gebräunten Gesichter überschatten; sie erzählen dann von der kleinen, gebückten Frau, die so oft im schlichten Gewande von schwarzem

Sammet unter sie getreten und die Mutter der Armen geworden."

Keiner ihrer Freunde hat die Fürstin je, weder zu ihren Lebzeiten noch nach ihrem Tode, irgend eines Charakterfehlers beschuldigt, und selbst Personen, die ihre Überzeugungen und Ansichten nicht teilten und manches in ihrem Wesen zu tadeln oder zu bespötteln fanden, haben ihren Geist, ihre Herzensgüte, ihr „wahrhaft fürstliches Gemüt" anerkennen müssen. Ganz anders ist dagegen sie selbst in ihren Tagebüchern mit sich verfahren. Wer diese Aufzeichnungen lesen würde, ohne die Urteile der Zeitgenossen der Fürstin zu kennen, müßte die merkwürdige Frau für das Gegenteil von dem halten, was sie in Wirklichkeit war. Sie ist jeder Regung ihrer Seele, jedem ihrer Gedanken und Gefühle mit einer Gründlichkeit und Strenge nachgegangen, die an Selbstquälerei grenzen. Immer wieder lesen wir Klagen über ihre Ungeduld im Verkehr mit den Kindern, über ihr liebloses Verurteilen fremder Fehler, ihren Hochmut, ihre Selbstliebe, Empfindlichkeit usw., auch dann, wenn sie die Versuchung dazu gleich bei der ersten Regung siegreich zurückgeschlagen hatte. Ihre vermeintliche Schuld drückte sie so sehr, daß sie nicht eher Ruhe fand, als bis sie gebüßt hatte. Sie ging darin so weit, daß sie z. B. der Person, an die sie auch nur einen Augenblick lang unfreundlich gedacht hatte, diesen Gedanken gestand, um dann wegen desselben demütig um Verzeihung zu bitten. Hatte sie bei einem Lobe, das ihr von irgend einer Seite erteilt wurde, ein Gefühl von Genugtuung, von Eitelkeit gespürt, so strafte sie sich, indem sie dem Lobspendenden eine ihrer Schwächen

bekannte, um ihm zu beweisen, daß sie schlechter sei, als er glaube.

Dieses förmliche Suchen nach eigenen Fehlern entsprang in erster Linie einem zu weitgehenden Vervollkommnungstrieb, den ihr schon Hamann vorgeworfen hatte, aber auch der mit ihren körperlichen Leiden zusammenhängenden Verzagtheit und Hypochondrie, die sich zeitweise in ihrem ganzen Wesen äußerte. Sagt doch einmal sogar die Gräfin Stolberg: „Es ist wirklich unmöglich, sich von dem immer regen Leben und Interesse ihres Umgangs einen Begriff zu machen, wenn man nicht selbst ein Zeuge davon gewesen, — und da muß man sie freilich in den Augenblicken sehen, wo ihr völlig wohl wird.“ Daß sie es in jahrelangem Leiden gelernt hatte, schließlich auch der krankhaften Schwermut erfolgreich entgegenzutreten, hat sie auf ihrem letzten Schmerzenslager beweisen dürfen. Die Bitte, die sie im Jahre 1790 in ihr Tagebuch geschrieben hatte: „O Gott, stärke meine noch junge Neigung zu den Dornen, daß ich nimmermehr aufhöre, sie zu umfassen!“ war herrlicher erfüllt worden, als sie je zu hoffen gewagt hatte. Und mag die Gewissenhaftigkeit, mit der sie auch die geringste Neigung zum Bösen aus ihrem Herzen zu tilgen suchte, ihr viele trübe Stunden bereitet haben, mögen die Selbstvorwürfe, mit denen sie sich zuweilen überschüttete, oft genug unverdient gewesen sein, — ohne diese sorgfältige Überwachung des eigenen Ich hätte sie schwerlich jemals eine so hohe Stufe christlicher Vollkommenheit erreicht, daß Overberg, der sie ja besser kannte als jeder andere, nach ihrem Tode sagen durfte: „Menschlicherweise zu urteilen, hat sie sogleich oder doch gar bald

nach ihrer Auflösung dasjenige aus Erfahrung erkannt, was sie in ihrem Leben auf Erden so standhaft und fest glaubte, nämlich daß die Leiden dieser Zeit gar nicht zu achten sind im Vergleich mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden, und daß unsere gegenwärtige (im Vergleich mit den ewigen Leiden und Freuden) leichte und kurze Trübsal uns eine über alle Maßen große und ewig dauernde Herrlichkeit verschafft."

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu Freiburg im **Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Arens, Bernhard, S. J., **Die selige Julie Billiart,** Stifterin der Genossenschaft Unserer Lieben Frau, und ihr Werk. Mit 35 Abbildungen. Zweite Auflage. *M* 5.—; geb. in Leinwand *M* 6.—

— **Anna von Xainctonge.** Stifterin der Ursulinen von Dôle (1567—1621). Lebensbild einer Jugenderzieherin, nach der zweibändigen, auf Archivalien und Originalmanuskripten beruhenden historischen Studie J. Moreys bearbeitet. Mit drei Bildnissen und zwei Schriftproben. *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 4.—

Barat — Die selige Magdalena Sophia Barat. Ein Lebensabriß, herausgegeben im Jahre ihrer Seligsprechung 1908. Mit dem Bildnis der Seligen. *M* 1.—; geb. in Halbleinwand *M* 1.30

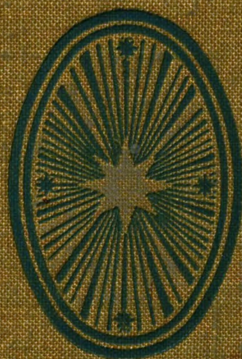
Bernardina, Schwester Maria, Julie von Massow, geborene von Behr. Ein Konvertitenbild aus dem 19. Jahrhundert. Mit zwei Bildnissen und vier Schriftproben. *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 3.80

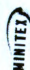
Binder, Dr **Franz, Luise Hensel.** Ein Lebensbild. Zweite Auflage. Mit einem Bildnis der Dichterin. *M* 5.—; geb. in Leinwand *M* 6.40

Chasle, Louis, Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering, Ordensfrau vom guten Hirten. Nach dem Französischen unter Benutzung deutscher Originaltexte frei bearbeitet von P. Leo Sattler O. S. B. Dritte Auflage. Mit fünf Abbildungen. *M* 3.40; geb. in Leinwand *M* 4.20

Jeiler, P. Dr **Ignatius,** O. S. Fr., **Die gottselige Mutter Franziska Schervier,** Stifterin der Genossenschaft der Armenschwestern vom hl. Franziskus, dargestellt in ihrem Leben und Wirken. Mit dem Bildnis der Seligen. Zweite, verbesserte Auflage. *M* 4.—; geb. in Halbfranz *M* 5.50





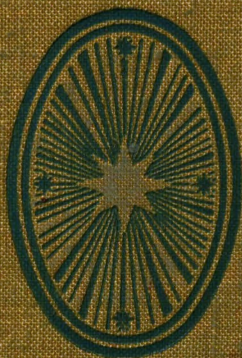

MINITEX








3 1951 002 283 932 7




MINITEX

